



Die Dissoziation des Alters

Elemente einer kritischen Theorie des Alter(n)s

Andreas Stückler

Zitation: Stückler, Andreas (2020): Die Dissoziation des Alters. Elemente einer kritischen Theorie des Alter(n)s, in: Kritiknetz - Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft

© 2020 bei www.kritiknetz.de, Hrsg. Heinz Gess, ISSN 1866-4105

Der vorliegende Beitrag versammelt, wenngleich nur in sehr groben Pinselstrichen, einige wesentliche Elemente einer kritischen Theorie des Alter(n)s, insbesondere der Altersfeindlichkeit und der Altersdiskriminierung in kapitalistischen Gesellschaften.¹ Im Mittelpunkt steht dabei die These, dass kapitalistische Gesellschaften ihrem Wesen nach strukturell altersfeindliche Gesellschaften sind, und dass daher auch Phänomene der Altersfeindlichkeit und der Altersdiskriminierung – gemäß einer wegweisenden Einsicht der Kritischen Theorie, wonach die gesellschaftskritische Analyse stets aufs Ganze der „gesellschaftlichen Totalität“ (vgl. exemplarisch Adorno 2003a) bzw. der „Einrichtung des Gesellschaftsbaus“ (Horkheimer 1937: 261) zu gehen hat – aus den grundlegenden Strukturen kapitalistischer Gesellschaften erklärt werden müssen.

Im Folgenden wird argumentiert, dass das Alter(n) einen Aspekt des Lebens und der menschlichen Existenz darstellt, der gewissermaßen quer zur Logik der Kapitalverwertung und damit assoziierten Arbeits-, Leistungs-, Produktivitäts- und Aktivitätsnormen steht, die das Leben in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmen. Das Alter(n) fällt also gleichsam aus diesem übergreifenden kapitalistischen, insbesondere durch „abstrakte Arbeit“ (Marx) gestifteten Bezugsrahmen heraus, woraus letztlich ein altersfeindlicher und alte Menschen ausgrenzender Strukturzusammenhang resultiert. Ich werde dabei von einer spezifisch kapitalistischen *Dissoziation des Alters* sprechen, im Sinne eines gesellschaftlichen Form- und Strukturprinzips, das durch sämtliche gesellschaftliche Bereiche und Ebenen hindurchgeht und den gesellschaftlichen wie auch individuellen Umgang mit dem Alter(n) maßgeblich prägt. Dies ist mithin nicht so zu verstehen, als solle Altersfeindlichkeit, quasi monokausal, unmittelbar ökonomisch erklärt und etwa im Sinne eines orthodox-marxistischen Basis-Überbau-Modells aus „der Ökonomie“ abgeleitet werden. Vielmehr bezeichnet die „Dissoziation

¹ Sehr viel ausführlicher wird diese Theorie in meinem aktuell laufenden Dissertationsprojekt ausgearbeitet. Der vorliegende Beitrag versteht sich lediglich als eine sehr grobe Skizze dieser Theoriearbeit.

des Alters“ ein gesamtgesellschaftliches Prinzip, das zwar grundlegende materiell-strukturelle bzw. ökonomische Voraussetzungen in der historisch-spezifischen Form der kapitalistischen Produktionsweise hat, darüber hinaus aber auch zahlreiche kulturell-symbolische und sozialpsychologische Dimensionen aufweist, die in der Analyse berücksichtigt werden müssen. Die „Dissoziation des Alters“ erhebt somit in gewisser Weise den Anspruch einer Totalitätskategorie, die nichts Geringeres beschreibt als den Prozess einer gesamtgesellschaftlichen *Dissoziation vom Alter(n)* und damit von einem existentiellen und unhintergehbaren Bestandteil des menschlichen Lebens – ein Prozess, der heute zunehmend die Form eines offenen Krieges gegen das Alter(n) durch Anti-Ageing-Technologien und einer gesamtgesellschaftlichen Tendenz zur „Alterslosigkeit“ annimmt.

1. Zur historischen Konstitution des „Alters“ im Kapitalismus

Die Hauptthese dieses Beitrags ist mithin, dass die kapitalistische Gesellschaft durch eine „Dissoziation des Alters“ und eine daraus resultierende strukturelle Altersfeindlichkeit charakterisiert ist. Worin besteht diese Dissoziation konkret bzw. wie stellt sie sich gesellschaftlich dar? Auf einer materiell-strukturellen Ebene hat die Dissoziation des Alters zunächst vor allem die Form eines Herausfallens oder Herausgelöstwerdens alter Menschen aus der im Kapitalismus zentralen Sphäre der Erwerbsarbeit. Der konstitutive Zusammenhang von Alter und Arbeit und damit die historische Form der modernen Dissoziation des Alters besteht darin, dass das Alter in der kapitalistischen Gesellschaft bekanntlich verbunden ist mit dem Eintritt in den Ruhestand, der eine genuin kapitalistische Kategorie bzw. Institution darstellt. Innerhalb der Sozialgerontologie und der Alterssoziologie ist die Bedeutung des Ruhestands für die moderne Gestalt wie auch für das gesellschaftliche Bild des Alters weitgehend unstrittig (vgl. Phillipson 1982; Kohli 1985; Conrad 1994; Laws 1995; Göckenjan 2000; Scherger 2015). Generell ist die Assoziation von Alter und Ruhestand für moderne Menschen – auch wenn diese heute vor dem Hintergrund des demographischen Wandels und entsprechender gesellschaftspolitischer Programmatiken (Stichwort: „aktives Altern“²) zunehmend in Frage gestellt wird – geradezu eine Selbstverständlichkeit und prägt maßgeblich die Vorstellung vom Alter als einer eigenständigen Lebensphase. Streng genommen handelt es sich dabei allerdings um einen gesellschaftlich enorm voraussetzungsreichen Sachverhalt, der in vorkapitalistischen Gesellschaften in dieser Form noch nicht existierte und sich erst mit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise entwickelte.

Aus einer sozialhistorischen Perspektive kann sogar so weit gegangen werden, dass das Alter als solches, d. h. als eine chronologisch distinkte, einheitliche Lebensphase, überhaupt erst im Kapita-

² Zum „aktiven Altern“ als der heute dominanten „Denkform des Alters“ (Göckenjan 2000: 362) siehe exemplarisch Walker 2002; WHO 2002; Boudiny 2013. Kritisch dazu Dyk 2007; Lessenich 2009; Denninger et al. 2014; Stückler 2016, 2017.

lismus durch die grundlegende Trennung von Alter und Arbeit entstanden ist, also selbst ein genuines Produkt der kapitalistischen Moderne und der kapitalistischen Produktionsweise darstellt. So stellt etwa der Sozialhistoriker Josef Ehmer in seiner *Sozialgeschichte des Alters* mit Blick auf die Verhältnisse in vorindustriellen Agrargesellschaften (im Kontrast zum entwickelten Kapitalismus) Folgendes fest: „Eine Zäsur, die man als den Beginn einer Altersphase bezeichnen könnte, läßt sich in diesen sozialen Verhältnissen kaum identifizieren“ (Ehmer 1990: 26. Er hebt dabei als besonders wesentlich hervor, dass

„keine Norm bestanden zu haben [scheint], die im hohen Alter zum Rückzug aus den wirtschaftlichen Aktivitäten drängte. Für die älteren Menschen scheinen hier günstige Möglichkeiten existiert zu haben, ihre Familienverhältnisse und ihre Arbeitstätigkeit flexibel nach ihren jeweiligen Bedürfnissen zu gestalten (wenn man von den Auswirkungen der individuell und lokal nicht beeinflussbaren Bedrohungen durch Kriege, Hunger und Seuchen absieht).“ (ebd.: 27)

Hier gab es also noch keine wie auch immer geartete Trennung von Alter und Arbeit³ oder produktiver Tätigkeit, dadurch aber auch streng genommen keine wirklich identifizierbare Lebensphase des Alters. Kurz gesagt: Das Alter, wie wir es kennen, existierte damals noch nicht. Dies sollte sich erst unter den historisch sehr spezifischen Prämissen der abstrakten, kapitalistischen Lohnarbeit ändern, d. h. unter den Bedingungen der modernen Lohnarbeiterexistenz. Und erst hier nimmt das Alter als eine chronologisch abgrenzbare Lebensphase Gestalt an – und zwar indem es aus der Sphäre der Arbeit herausgelöst wird. Ähnliches gilt im Übrigen auch für Lebensphasen wie Kindheit (vgl. Ariès 1984) oder Jugend (Eisenstadt 1966) – auch diese waren in vormodernen Sozietäten noch nicht als distinkte Lebensphasen im gesellschaftlichen Bewusstsein manifestiert. Dies änderte sich erst, als die Erziehung des Nachwuchses zu verlässlichen Bürgern der kapitalistischen Gesellschaft und dessen (Aus-)Bildung für die Erwerbsarbeit auf die gesellschaftliche Agenda rückte (vgl. Gruschka 2004: 260). Auf diese historische Spezifik chronologisch distinkter Lebensphasen – und hier vor allem des Alters – verweist auch der Alterssoziologe Martin Kohli mit seinem Begriff des „institutionalisierten Lebenslaufs“, der auf eben jene spezifisch moderne Konstitution des Alters im Sinne eines entpflichteten Nacherwerbslebens abhebt:

„Die moderne Altersordnung hängt eng mit der modernen (kapitalistische beziehungsweise industriellen) gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und ihrem Verhältnis zu den übrigen Bereichen der Gesellschaft zusammen. Dies ist der strukturelle Grundtatbestand, von dem aus heute auch das höhere Alter (als ‚Ruhestand‘) zu begreifen ist.“ (Kohli 1992: 238)

Damit soll freilich nicht behauptet werden, dass das Alter eine rein kapitalistische „Erfindung“ ist. Bereits in vormodernen Gesellschaften war das Alter bekanntlich eine sehr wesentliche soziale

³ Diese historische Bestimmung ist streng genommen ungenau, da für vormoderne Gesellschaften schon von „Arbeit“ in einem modernen Sinne – nämlich im Sinne von Lohnarbeit bzw. „abstrakter Arbeit“ – nicht oder nur unter sehr grober Überdehnung und in einer für historische Differenzen unsensiblen Verwendung des Begriffs gesprochen werden kann. Eine ausführlichere Erörterung dieses Problems würde an dieser Stelle aber zu weit führen. Wichtig für den hier relevanten Zusammenhang ist, dass das Alter als Lebensphase erst durch die Ausgliederung alter Menschen aus der kapitalistischen Lohnarbeit in die Welt kommt.

Strukturkategorie, die Sozialbeziehungen maßgeblich ordnete, und an die insbesondere auch die Zuweisung gesellschaftlicher Status- und Machtpositionen gekoppelt war. Dementsprechend finden sich bis zurück in die Antike philosophische und literarische Auseinandersetzungen mit dem Alter(n), so etwa bei Platon, Aristoteles oder Cicero, wobei auch negative Deutungen des Alters im Sinne eines körperlichen und geistigen Verfalls, wie sie bis heute verbreitet sind, auf eine lange Tradition in der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte zurückblicken können (vgl. Rosenmayr 1978; Brandt 2002; Hermann-Otto 2004). Auch der Ruhestand hat vormoderne Wurzeln, so z.B. im sogenannten „bäuerlichen Ausgedinge“, wie es sich im Spätmittelalter, etwa ab dem 13. Jahrhundert, in Mitteleuropa entwickelte (vgl. Gestrich 2004: 65). Bereits die alten Römer kannten Formen des Altersruhestands, in den sich z.B. Angehörige des Senats oder der städtischen Aristokratie im Alter zurückziehen konnten (wobei dieser allerdings nicht, so wie heute, mit einem Anspruch auf eine Rente verbunden war, vgl. Hermann-Otto 2004: 11f.). Gleichwohl ist die neue Qualität zu sehen und theoretisch in Rechnung zu stellen, die die Herausbildung der kapitalistischen Gesellschaftsformation und insbesondere die Entwicklung eines verallgemeinerten Altersruhestands für das Alter(n) hat, und die eben meines Erachtens vor allem im Herausfallen der Alten aus der abstrakten Arbeit besteht.

Dieses Herausfallen aus der abstrakten Arbeit hatte durchaus nicht von Anfang an die Form eines Altersruhestands, sondern war auf verschiedenen Stufen der kapitalistischen Entwicklung in sehr unterschiedlichen Graden ausgebildet und nahm daher historisch recht unterschiedliche Gestalt an. In früheren Entwicklungsphasen der kapitalistischen Gesellschaft erreichten die Menschen (vor allem Arbeiter) überwiegend noch gar kein sehr hohes Alter oder – was häufig auf dasselbe hinauslief – waren praktisch bis an ihr Lebensende in den Arbeitsprozess integriert. Ein altersbedingtes Herausfallen aus der Arbeit war unter diesen Bedingungen kaum möglich, dadurch aber auch das Alter strukturell noch nicht strikt geschieden von anderen Lebensphasen. Für die historische Konstitution des „Alters“ spielt also auch eine sehr große Rolle, dass im Prinzip erst unter industriekapitalistischen Prämissen, aufgrund einer sukzessiven Erhöhung der „Lebensstandards“ und Fortschritten bei der Bekämpfung von Krankheiten, eine wesentlich größere Anzahl von Menschen überhaupt ein höheres Lebensalter erreichte. Noch Ende des 19. Jahrhunderts lag etwa die durchschnittliche Lebenserwartung im Deutschen Reich nicht höher als 35 Jahre für Männer und 38 Jahre für Frauen (Hradil 2012: 43). In Österreich konnten Männer bei einer Geburt um 1910 – also vor kaum mehr als hundert Jahren – mit einer Lebenserwartung von gerade einmal 44 Jahren rechnen, Frauen mit einer Lebenserwartung von rund 47 Jahren (Weigl 2011: 117).⁴ Dementsprechend kann auch von einer nennenswerten Herausbildung einer Bevölkerungsgruppe „alter“ Menschen im Grunde erst ab

⁴ Hier ist natürlich auch die im 19. und bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein immer noch recht hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit zu berücksichtigen. Werden Kinder statistisch herausgerechnet, erscheint die Differenz zur heute (in westlichen Industrieländern) vorherrschenden Lebenserwartung nicht mehr ganz so dramatisch, wenn auch immer noch beträchtlich. Weigl gibt in seiner Darstellung der Lebenserwartung in Österreich um 1910 auch die fernere Lebenserwartung von Personen ab 15 Jahren an, die rund 45 Jahre für Männer und rund 47 Jahre für Frauen betrug. Das heißt, wer die Kindheit überlebte, hatte bereits im frühen 20. Jahrhundert in Österreich statistisch eine gute Chance, ein Alter von immerhin 60 Jahren zu erreichen.

dem 20. Jahrhundert gesprochen werden. Um die Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert waren kaum mehr als fünf Prozent der deutschen Bevölkerung älter als 65 Jahre (Borscheid 1989: 7) – heute liegt ihr Anteil an der Bevölkerung mehr als vier Mal so hoch (laut Eurostat rund 21 Prozent im Jahr 2017). Neben der damals noch deutlich geringeren Lebenserwartung der Menschen ist außerdem zu bedenken, dass es vor allem in Ländern wie Deutschland und Österreich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein dauerte, bis der größere Teil der Bevölkerung überhaupt umfassend in Lohnarbeitszusammenhänge integriert war. Dementsprechend lange hatten hier noch lokale und regionale Subsistenzstrukturen Bestand und galt daher wahrscheinlich für viele Menschen im Alter noch mehr oder weniger, was oben für die Verhältnisse in Agrargesellschaften gesagt wurde.

Das änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts mit der endgültigen Durchsetzung des Fabriksystems im industrialisierten Hochkapitalismus, der damit in gewisser Weise erst die historische Schwelle zur Trennung von Alter und Arbeit und damit letztendlich auch zur Herausbildung der Lebensphase Alter überhaupt markiert. Die Industrialisierung stellte vor allem insofern eine wesentliche Zäsur dar, als durch fortschreitende Mechanisierung der Produktion besonders die Arbeitskraft älterer Menschen zunehmend überflüssig gemacht wurde:

„Untersuchungen über die industriellen Arbeitsbedingungen aus verschiedenen europäischen Ländern verweisen während der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darauf, daß höheres Alter disqualifiziere. Das 40. oder 50. Lebensjahr wird dabei immer wieder als jener kritische Wendepunkt genannt, von dem an es sehr schwierig wurde, den alten Job zu behalten, und wo es kaum mehr möglich war, einen gleichwertigen zu finden. [...] Nachlassende Körperkraft, Schnelligkeit und Reaktionsfähigkeit wurden als Gründe genannt, daß ein älterer Arbeiter „doppelt rackern muß, um mit jüngeren und kräftigeren Arbeitskollegen Schritt halten zu können“ [...]. Konkurrenzdruck und Profithunger trieben die Unternehmer zur Erhöhung der Intensität der Arbeit und ließen ältere Arbeitnehmer auf der Strecke zurück. Der Einsatz von Maschinen und die steigende Bedeutung der Massenproduktion machten es leichter, auf ihre Erfahrungen und ihre Geschicklichkeit zu verzichten.“ (Ehmer 1990: 65)

Dieser „Verzicht“ auf die Arbeitskraft älterer Arbeitnehmer und das damit verbundene Herausfallen aus der Sphäre der Erwerbsarbeit hatte, solange soziale Sicherungs- und Pensionssysteme noch nicht sozial flächendeckend institutionalisiert waren (was z.B. in Österreich praktisch erst mit dem „Anschluss“ an Hitlerdeutschland 1938 der Fall sein sollte, vgl. Ehmer 1990: 49), die Form eines Verworfenwerdens in das Elend der Arbeitslosigkeit und damit in die blanke Altersarmut, die bald zum ganz normalen kapitalistischen Alltag gehörte (vgl. Nipperdey 1994: 291-334). Bei allen sonstigen Faktoren, die hier eine Rolle gespielt haben mögen⁵, dürfte es nicht zuletzt diese wachsende

⁵ Nicht gering zu schätzen hinsichtlich der Entwicklung von allgemeinen Rentenversicherung sind etwa die Kämpfe der Arbeiterbewegung um Anerkennung und bessere Arbeits- und Lebensverhältnisse, durch die ja bereits in zahlreichen anderen Bereichen, so z. B. Löhne, Arbeitszeiten, Verbot der Kinderarbeit etc., bedeutende Verbesserungen erwirkt worden waren (dazu Macnicol 1998: 137ff.; Klenk 2008: 25ff.). Auf der anderen Seite scheint die Einführung allgemeiner Rentenversicherung aber auch eine gewisse herrschaftsstabilisierende Funktion erfüllt zu haben, wie folgende Aussage von Otto von Bismarck, dem ersten deutschen Reichskanzler

Masse an nicht mehr „verwertbaren“, aber trotzdem noch lebenden und daher möglichst irgendwie zu verwaltenden Alten gewesen sein, die wesentlich zur Herausbildung allgemeiner staatlicher Pensionssysteme beigetragen haben, wodurch das Herausfallen aus der Lohnarbeit und damit auch das Alter selbst eine andere Form annahm. Erst mit dem auf diese Weise institutionalisierten, rechtlich garantierten (und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch zunehmend über die bloße Existenzsicherung hinausgehenden) Altersruhestand erhielt das Alter die Bedeutung und das Gesicht, das es heute noch im Wesentlichen hat, nämlich das eines entpflichteten Nacherwerbslebens. Und erst auf dieser Stufe ist das Herausfallen der Alten aus der abstrakten Arbeit und damit auch das „Alter“ als Lebensphase vollends institutionalisiert.

2. Die überflüssigen Alten

Der Zusammenhang zwischen der von mir so genannten „Dissoziation des Alters“ und einer strukturellen Altersfeindlichkeit kapitalistischer Gesellschaften besteht aus dieser Perspektive nun darin, dass das Herausfallen der Alten aus der Erwerbsarbeit im Grunde gleichbedeutend ist mit einem Überflüssigwerden für den Verwertungsprozess. Alte Lohnarbeiter werden aufgrund von tatsächlich oder vermeintlich geringerer Produktivität und Leistungsfähigkeit durch eine nachrückende Generation jüngerer Arbeitnehmer ersetzt und damit für die Arbeit als Medium der Kapitalverwertung entbehrlich. Dies ist die innere Logik der modernen Dissoziation des Alters, auch wenn diese heute im Kontext staatlicher Pensionssysteme für gewöhnlich nicht unmittelbar als solche kenntlich wird, weil die Pensionierung in der Regel (außer bei krankheits- oder invaliditätsbedingten Frühpensionierungen) nicht an der Leistungsfähigkeit der Betroffenen, sondern an einem gesetzlich festgelegten Regelpensionsalter festgemacht, und der Ruhestand häufig auch mit einer „späten Freiheit“ (Rosenmayr 1983) oder einem „Lebensfeierabend“ (Göckenjan 2000: 331) assoziiert und von den Menschen oftmals ausdrücklich herbeigesehnt wird. Kenntlich wird die Logik allenfalls – hier aber dafür umso deutlicher und für die Betroffenen umso spürbarer – bei älteren Arbeitslosen, die aufgrund ihres Alters am Arbeitsmarkt praktisch unvermittelbar geworden, aber gleichzeitig auch noch zu jung sind, um pensionsberechtigt zu sein.

Hinzu kommt, dass dem Ruhestand, im Sinne eines Generationenvertrags, gesellschaftlich auch die Funktion beigemessen wird, die Bereitstellung ausreichender Arbeitsplätze für nachrückende Ko-

und „Vater“ des deutschen Rentensystems, illustriert: „Wer eine Pension hat für sein Alter, der ist viel zufriedener und viel leichter zu behandeln“, stellte er [Bismarck, A.S.] fest, und insbesondere werde eine staatliche Rente ‚auch den gemeinen Mann‘ lehren, ‚das Reich als wohltätige Institution anzusehen‘“ (Ehmer 1990: 93). Hier kommt noch hinzu, dass die Einführung der gesetzlichen Rentenversicherung durch Bismarck, nach dem Motto „Zuckerbrot und Peitsche“, Hand in Hand ging mit Gesetzgebungen, die bewusst auf die Zerschlagung der Arbeiterbewegung abzielten (etwa das sogenannte „Sozialistengesetz“ von 1878 „wider die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“), während mit sozialen Zugeständnissen wie der Rentenversicherung „die Arbeiterschaft gleichzeitig für den monarchistischen Staat gewonnen werden sollte“ (Kohlmeier 2009: 5).

horten zu gewährleisten. Durch den Übertritt älterer Arbeitnehmer/innen in den Altersruhestand sollen also Stellen für junge Menschen frei werden, während im Gegenzug der Ruhestand – jedenfalls bei umlagebasierten Pensionssystemen, wie sie heute (vor allem in Europa) vorherrschend sind – durch die Beitragszahlungen der jüngeren, erwerbstätigen Bevölkerung finanziert wird. Dem so gestalteten Generationenvertrag inhärent mithin ein spezifisches Tauschverhältnis: Die Alten machen Platz für die Jungen, dafür finanzieren die Jungen den Alten den Lebensabend. Auch das ist somit ein Grund, weshalb der Ruhestand nicht unmittelbar mit einem Status der „Überflüssigkeit“ konnotiert ist. Auf der anderen Seite ist es aber gerade dieses intergenerationale Arrangement, das in der Gegenwart zunehmend problematisch wird, da infolge des demographischen Altersstrukturwandels die zu erhaltende Altenpopulation sukzessive wächst, während die ins System einzahlende Erwerbsbevölkerung tendenziell schrumpft, was die Staaten zunehmend dazu zwingt, dem Pensionssystem immer höhere Milliardenbeträge zuzuschießen (in Österreich etwa sind es mittlerweile – unter Berücksichtigung von Beamtenpensionen – rund 20 Milliarden Euro pro Jahr, vgl. Kucsera/Nagl 2019). Die Politik reagiert darauf u. a. mit mehr oder weniger intensiven Bemühungen zur Erhöhung des Pensionsantrittsalters – nicht zuletzt in diesem Kontext sind die aktuellen Diskurse rund um „aktives Altern“ zu sehen⁶ – sowie mit der sukzessiven Senkung der Pensionsniveaus. In Deutschland etwa ist das Rentenniveau seit 1990 von 55 Prozent des durchschnittlichen Jahresgehalts auf 47,7 Prozent im Jahr 2015 gesunken. Nach den Plänen der deutschen Bundesregierung soll das Rentenniveau bis 2030 weiter auf 43 Prozent abgesenkt werden (Stückler 2017: 92). In diesen Zusammenhang von zunehmend schwieriger Finanzierbarkeit staatlicher Pensionssysteme einerseits und sinkenden Pensionsniveaus andererseits fällt auch der Trend zu diversen Formen der privaten Altersvorsorge, die gerade auch von staatlicher Seite verstärkt forciert werden – siehe etwa die berühmt-berüchtigte „Riester-Rente“ in Deutschland (vgl. Wehlau 2012; Ebbinghaus 2018). Eine grundsätzliche Herausforderung der staatlichen Pensionspolitik besteht dabei auch darin, dass in vielen Ländern schon die bislang gültigen gesetzlichen Pensionsaltersgrenzen häufig nicht erreicht werden und ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung bereits vorzeitig in Pension geht. Die Politik hat es daher noch vor jeder Erhöhung des gesetzlichen Pensionsantrittsalters mit dem Problem zu tun, das tatsächliche Pensionsantrittsalter zunächst einmal überhaupt an das bislang gültige gesetzliche Pensionsantrittsalter anzugleichen – was den einzelnen Staaten mit unterschiedlich großem Erfolg gelingt.⁷ Unter diesen Bedingungen der zunehmend problematischen Finanzierbarkeit von Pensionssystemen tritt sodann auch der Status der „Unproduktivität“ und „Überflüssigkeit“, in den alte Menschen durch die Institution des Ruhestands versetzt werden, sehr viel deutlicher zutage, etwa wenn derartige Entwicklungen in Medien und Öffentlichkeit unter Schlagworten wie „gesellschaftliche Überalterung“ verhandelt und Diskurse über die steigende „Kostenlast des Alters“ zunehmend hegemonial werden (vgl. Messerschmidt 2015; Stückler 2019: 5-11). Gerade

⁶ Abzulesen etwa an den vom Rat der Europäischen Union herausgegebenen „Leitlinien für aktives Altern“, die primär auf den längeren Verbleib von Menschen im Erwerbsleben abzielen (vgl. Rat der Europäischen Union 2012).

⁷ In Österreich etwa liegt das tatsächliche Pensionsantrittsalter mit aktuell rund 60 Jahren nach wie vor relativ deutlich unter dem gesetzlichen Pensionsantrittsalter.

die „demographische Aufrüstung“ (Kondratowitz 2009: 257) des Altersdiskurses, d. h. die in ihrer Intensität zunehmende Verhandlung des Alter(n)s als ein durch Veränderungen in der demographischen Altersstruktur bedingtes gesellschaftliches Problem, macht sehr deutlich, dass der Status der „Überflüssigkeit“, der Alten als Bezieher eines erwerbslosen Einkommens zukommt, konstitutiv (wenn auch eher latent) in der Institution des Ruhestands angelegt ist und sich daher unter bestimmten politisch-ökonomischen Bedingungen, wenn z.B. die Finanzierung von Pensionssystemen tangiert wird, in entsprechend diskriminierenden Zuschreibungen und offen altersfeindlichen Diskursen Ausdruck verschaffen kann.

Dieser aus der kapitalistischen Wertlogik resultierende Status der „Überflüssigkeit“, den der Altersruhestand strukturell wie symbolisch bedeutet, und in den dieser alte Menschen durch ihre Ausgliederung aus der Arbeit versetzt, verbietet es daher, Ruhestand und Pensionssysteme einseitig positiv als „soziale Errungenschaften“ zu betrachten. Die Verallgemeinerung des Ruhestands hat ohne Frage im Laufe des 20. Jahrhunderts die sozioökonomische Lage alter Menschen erheblich verbessert und speziell in Ländern wie Deutschland und Österreich zu einer bedeutenden Verringerung, wenn auch nicht vollständigen Beseitigung von Altersarmut geführt.⁸ Mit der besseren sozialen Sicherung alter Menschen war aber auf der anderen Seite und gleichzeitig eben auch die endgültige soziale Institutionalisierung ihrer „Überflüssigkeit“ für den kapitalistischen Verwertungsprozess verbunden – mag die Alterspension gesellschaftlich noch so sehr als „wohlerworbener Anspruch“ gelten, den sich alte Menschen „redlich erarbeitet“ haben. Faktisch bedeutet der Eintritt in den Ruhestand, für die Arbeit als Medium der Kapitalverwertung nicht mehr gebraucht zu werden. Und in einer Gesellschaft, in der gerade aufgrund ihrer gesellschaftskonstitutiven Funktion nichts so sehr verherrlicht wird wie die Arbeit, ist nicht gebraucht zu werden ein sozial und moralisch geradezu unhaltbarer Zustand. Das weiß niemand besser als alte Menschen selbst, die nichts so sehr beklagen wie das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, und angesichts ihrer „Nutzlosigkeit“ auch aus guten Gründen nichts so sehr fürchten, wie ihrer Familie und der Gesellschaft zur Last zu fallen (siehe unten Kapitel 5).

Neben dem Ruhestand findet die kapitalistische Überflüssigkeit der Alten ihre institutionelle Entsprechung noch in einer weiteren Institution, die sich in der modernen Gesellschaft zur „Verwaltung“ des Alters entwickelt hat: *dem Altenheim*.⁹ Das Altenheim hat seine Wurzeln, ähnlich wie moderne Pensionssysteme (und im Grunde gemeinsam mit diesen) im Militärwesen des frühneuzeitlichen, absolutistischen Staates:

„Die Einrichtung des stehenden Heers hatte die Versorgung alter und invalider Soldaten zu einem drängenden Problem gemacht. Die ersten Formen der Pensionssysteme im Staatsdienst

⁸ Vor allem für Frauen bestand selbst in den besten Zeiten wohlfahrtsstaatlicher Alterssicherung ein deutlich erhöhtes Altersarmutsrisiko, und ebenso sind sie heute, in Zeiten neoliberaler Prekarisierung, wieder besonders stark von Altersarmut betroffen (vgl. Butterwegge/Hansen 2012).

⁹ Ausführlicher zum Folgenden vgl. Urban 2020.

knüpften unmittelbar an bestehende Traditionen der Armenversorgung an. Sie bestanden in der Gründung riesiger, als Krankenhäuser, Altersheime und zum Teil sogar Arbeitshäuser konzipierter Anstalten, die dienstunfähige Soldaten aufnehmen sollten. Die Errichtung des Hôtel des Invalides in Paris im Jahre 1674 markiert den Beginn dieser Entwicklung, 1682 folgte England, 1705 Preußen mit ähnlichen Institutionen nach. In Österreich wurde 1728 die Gründung von Invalidenhäusern in Pest, Prag und Wien beschlossen." (Ehmer 1990: 40)

Die „Geburt“ des Altenheims fällt damit historisch zusammen mit der Entstehung einer Vielzahl anderer Institutionen, die die kapitalistische Gesellschaft in ihrer Konstitutions- und Durchsetzungsphase zur Verwahrung wie auch Disziplinierung ihrer Unproduktiven und Überflüssigen hervorbrachte. Michel Foucault hat diesen Prozess bekanntlich vor allem am Beispiel von Gefängnissen und Irrenanstalten beschrieben (Foucault 1994, 2013). Und nicht nur zeitlich, auch hinsichtlich seiner Rationalität und Funktionslogik ist das Altenheim ein unmittelbares Produkt jener historischen „Formierung der Disziplinargesellschaft“ (Foucault 1994: 279) und der damit verbundenen „Abstimmung der Menschenakkumulation mit der Kapitalakkumulation“ (Foucault 1983: 168). Dies wird daran ersichtlich, dass auch alte Menschen in großer Zahl – zunächst noch „in konfuser Mischung“ (Foucault 2013: 487) mit anderen Unproduktiven wie Armen, Bettlern, Vagabunden oder Wahnsinnigen – der damals in den Anstalten ins Werk gesetzten Disziplinierung für die Arbeit unterworfen wurden. „Das Arbeits- und Zuchthaus“, so beschreibt der Sozialhistoriker Peter Borscheid diese Entwicklung in seiner *Geschichte des Alters*,

„erscheint ganz symptomatisch für das zeitgenössische Denken als das wirksamste Patentrezept, den Menschen Freude an der Arbeit und die Überzeugung von der Notwendigkeit des Fleißes beizubringen. Davon wird keine Altersgruppe ausgenommen. Auch der alte Mensch hat mit dem Rest seiner körperlichen Kräfte zur Stärkung des Staates beizutragen. Auch er soll noch zur Arbeitsamkeit erzogen werden.“ (Borscheid 1989: 438)

Erst als dazu übergegangen wurde, andere Gruppen von Menschen – insbesondere solche, die als „krank“ und „behandlungsbedürftig“ definiert wurden – separat in jeweils neuen, eigens geschaffenen Anstalten zu internieren, kristallisierte sich zusehends das Altenheim als eine speziell für alte Menschen ausgerichtete Anstalt heraus. In gewisser Weise könnte man sagen, dass die Alten in diesem historischen Differenzierungsprozess quasi „übrig geblieben“ sind: Wahnsinnige kamen von nun an in Irrenanstalten, für Kranke entstanden Krankenhäuser¹⁰ etc. Übrig als zu verwaltende „Problemgruppe“ blieben die bedürftigen Alten (vgl. Conrad 1994: 179; Heinzelmann 2004: 17f.). So entstanden etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmals

„Heime, die speziell für als bedürftig und alt geltende Menschen und nur für diese ausgelegt waren. In aller Regel handelte es sich dabei um die alten Einrichtungen, bloß ohne die anderen BewohnerInnen. Die äußere Einteilung und die innere Ordnung dieser Häuser können dabei ihre ‚Verwandtschaft‘ mit den anderen Institutionen dieser Epoche nicht verleugnen, der Charakter

¹⁰ Zur Geschichte des Krankenhauses vgl. Foucault 1976.

lässt sich mit dem Begriff ‚kasernenartig‘ durchaus zutreffend bezeichnen.“ (Heinzelmann 2004: 18)

Mit der Separierung der nicht arbeitsfähigen, bedürftigen Alten verschwand auch deren Disziplinierung für die Arbeit, der sie vorher so wie alle anderen „Unproduktiven“ in den Anstalten unterworfen waren. Anstelle der Arbeitsdisziplinierung trat nunmehr die bloße Verwahrung im Altenheim.

Bis in die 1960er Jahre hinein stellte die bloße Verwahrung von Alten und Pflegebedürftigen, wie selbst Gerontolog/innen ganz lapidar zu konstatieren wissen, das offene Leitbild von Alten- und Pflegeheimen dar (vgl. exemplarisch Marx 2012). Was freilich in solchen Feststellungen zumeist nur als Ausgangs- und Abstoßungspunkt für eine Fortschrittsgeschichte der Altenpflege im Laufe des 20. Jahrhunderts dient, stellt in Wahrheit das ureigenste Wesen von Altenheimen auch dann noch dar, wenn daraus mittlerweile freundlich gestaltete Wohnhäuser mit „erlebnisorientiertem“ Tages- und Aktivitätsprogramm geworden sind: nämlich die räumliche wie soziale Segregation und die faktische Einschließung Alter und Pflegebedürftiger. Nicht von ungefähr kommt die Verwahrung der Alten als innerste Logik, sozusagen als das „Kainsmal“ des Altenheims, auch heute noch immer wieder sehr eindringlich zum Vorschein in diversen „Pflegeheimskandalen“, wenn Fälle der völligen Verwahrlosung (bis hin zum Dekubitus), der medikamentösen Ruhigstellung von Heiminsassen und andere Formen der organisierten Gewalt gegen Alte und Pflegebedürftige bekannt werden. Gerade auch die Einschließung alter und pflegebedürftiger Menschen steht in vielen Alten- und Pflegeheimen bis heute an der Tagesordnung. Dies beschränkt sich nicht etwa darauf, Heiminsassen am Verlassen der Anstalt zu hindern, sondern umfasst auch Praktiken der Fixierung und Fesselung von Pflegebedürftigen. Laut international vergleichenden Studien setzen bis zu 66 Prozent der Pflegeheime „freiheitsbeschränkende Maßnahmen“ ein, um Alte und Pflegebedürftige in ihrer Bewegungsfreiheit einzuschränken (Wurm 2016: 199). Hierunter fallen verschiedene mechanische, elektronische und medikamentöse Formen der Einschränkung: Beispiele für *mechanische* Einschränkungen sind etwa versperrte Ein- bzw. Ausgänge, versperrte Zimmertüren und jegliche Arten von Fixierungen. Das geht bis hin zu käfigartig konstruierten Betten wie z.B. Netzbetten, die Pflegebedürftige im Bett fixieren. Unter *elektronische* Einschränkungen fallen etwa Lichtschranken, Peilsender, Videoüberwachung oder Alarmarmbänder, die Alarm schlagen, wenn eine Person den Ausgangsbereich betritt. *Medikamentöse* Einschränkungen bestehen in der Verabreichung von sedierenden Wirkstoffen, hauptsächlich Psychopharmaka wie Neuroleptika, Antidepressiva und Tranquilizer, aber auch Nicht-Psychopharmaka wie Opioide und Schlafmittel.

Dass es sich hier nicht um Ausnahmen von der Regel und bloß um die Praxis einzelner „schwarzer Schafe“ im Feld der institutionellen Altenpflege handelt, kann auch daran abgelesen werden, dass der Einsatz freiheitsbeschränkender Maßnahmen grundsätzlich legal und gesetzlich geregelt ist – in Österreich beispielsweise durch das „Heimaufenthaltsgesetz“. Rechtswidrig sind allenfalls bestimmte Formen der Freiheitsbeschränkung, nicht jedoch der Einsatz freiheitsbeschränkender Maßnahmen an sich. Diskussionen über die Zulässigkeit konkreter freiheitsbeschränkender Maßnahmen münden daher regelmäßig in einem (menschen-)rechtlichen Eiertanz, der sodann die obersten Ge-

richtshöfe beschäftigt: So wurde etwa in Österreich im Jahr 2015 die Verwendung von Netzbetten verboten, während zahlreiche andere Maßnahmen auch weiterhin als zulässig gelten (ebd.: 207ff.). Als Kriterium der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit von Freiheitsbeschränkungen gilt dabei oftmals auch nicht der Grad der Einschränkung, der durch eine konkrete Maßnahme bewirkt wird, sondern vor allem die Selbsthilfe- und Entscheidungsfähigkeit der betroffenen Heimbewohner/innen. So liegt eine Freiheitsbeschränkung de iure unter Umständen nicht vor, wenn sich eine Person auch ohne entsprechende Maßnahmen nicht selbstständig und willentlich fortbewegen könnte. Nicht die freiheitsbeschränkende Maßnahme per se konstituiert demnach eine Freiheitsbeschränkung, sondern der Grad an freiem Willen, Autonomie und Selbstentscheidungsfähigkeit, der einem Heimbewohner zugeschrieben werden kann. Diese Rechtspraxis ist gerade auch aus menschenrechtlicher Sicht ausgesprochen aufschlussreich und sollte vor allem solchen Gerontolog/innen zu denken geben, die das Problem der Altersdiskriminierung und der Gewalt gegen alte Menschen mithilfe von Menschenrechten zu lösen hoffen: Vor dem Recht ist der pflegebedürftige oder gar demente alte Mensch, in Ermangelung von Autonomie und Entscheidungsfähigkeit, offenbar gar kein Mensch mehr, sondern erscheint nur noch als ein „Haufen Knochen“ – wie es Jaber Gubrium und James Holstein sehr treffend hinsichtlich der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Altenheimen als Verwahranstalt ausdrücken (Gubrium/Holstein 1999: 521) –, gleichsam als ein Stück Biomasse, mit dem die Institution verfahren kann, wie es der möglichst reibungslos und effizient zu gestaltende Pflegeheimalltag erzwingt.

Noch die in Altenheimen mittlerweile übliche und im Allgemeinen (und durchaus nicht zu Unrecht) als besonders kräftiges Indiz für den neuen, „freundlicheren“ Charakter von Altenheimen geltende „Aktivierung“ von Heimbewohner/innen erweist sich bei genauerer Betrachtung als überaus janusköpfig: So hat Stephen Katz (2000) in einer von Foucault inspirierten Untersuchung gezeigt, dass Praktiken der Aktivierung von Heimbewohner/innen nicht zuletzt zu deren besonders effizienten Kontrolle und Disziplinierung taugen, um auf diese Weise einen möglichst reibungslosen Pflegealltag zu gewährleisten. In Anbetracht der Heterogenität von Heimbewohner/innen und der Vielfalt von Verhaltensweisen und Situationen, die den Pflegeheimalltag prägen, besteht laut Katz eine effiziente Möglichkeit des „Verhaltensmanagements“ in Pflegeheimen darin, die Insassen permanent durch verschiedene Aktivitätsprogramme zu beschäftigen. Der Pflegeheimalltag, so Katz, funktioniert nur, wenn die Heimbewohner/innen hinreichend „funktionieren“, und das tun sie am besten, wenn man sie aktiviert, wenn ihre Körper also „geschäftige Körper“ sind (ebd.: 142). Aktivität dient so gesehen in erster Linie dazu, durch die permanente Beschäftigung der Pfleglinge das Leben und den Alltag in Altenheimen effizient zu planen und zu organisieren. Betrachtet man diese Strategie der Aktivierung als komplementär zu den oben beschriebenen Strategien der Ruhigstellung und Einschließung von Alten und Pflegebedürftigen, lässt sich die Logik der institutionellen Altenpflege prägnant vielleicht auch so zusammenfassen: Aktivierung der (noch) Aktivierbaren, Ruhigstellung der nicht mehr Aktivierbaren, d. h. Bettlägerigen und Dementen. Beides hat die Funktion, den pflegetechnischen Ablauf in der Art und Weise möglichst glatt und reibungslos zu gestalten, wie er durch die von den Gesetzen des Marktes und von der ökonomischen Kosten-

Nutzen-Rationalität erzwungene Orientierung an Zeit- und Kosteneffizienz im Altenheim strukturell vorgegeben wird.¹¹

Mit Blick auf Ruhestand und Altenheim als den beiden zentralen kapitalistischen Alters-Institutionen lässt sich die Überflüssigkeit der Alten also im Prinzip als eine zweifache bestimmen: Auf der einen Seite sind Alte, als Herausgefallene aus der abstrakten Arbeit, schlicht unproduktiv und damit für die alles bestimmende, selbstzweckhafte Verwertungsbewegung des Kapitals praktisch „wertlos“. Auf der anderen Seite sind sie Nutznießer von Pensions- und Pflegesystemen, die staatlich finanziert, d. h. aus der gesamtgesellschaftlichen Mehrwertmasse alimentiert werden müssen. Alte sind somit nicht nur unproduktiv, sondern zu allem Überfluss auch noch ein beträchtlicher Kostenfaktor. In einer Gesellschaft mit einer derart tief historisch eingewurzelten, bis in die subkutanen Tiefenschichten der modernen Subjektivität eingesickerten Arbeitsethik, wonach gefälligst auch nicht essen soll, wer nicht arbeitet (vgl. Eisenberg 1999), stehen Alte daher, je nach ökonomischer Großwetterlage, immer schon auf dem Sprung, das Lebensrecht abgesprochen zu bekommen und im wahrsten Sinne des Wortes unter die Kategorie des „lebensunwerten Lebens“ subsumiert zu werden. Dass dies durchaus keine Übertreibung ist, mag vielleicht folgendes Zitat einer renommierten britischen Medizinethikerin namens Mary Warnock belegen, die im Jahr 2004 in einem Interview mit der *Sunday Times* folgende, quasi sozialetische Empfehlung an alte Menschen abgegeben hat: „the frail and elderly should consider suicide to stop them becoming a financial burden on their families and society“.¹² Hierbei handelt es sich freilich einstweilen noch um ein Extrembeispiel – derart menschenverachtende Positionen werden eher selten so offen und explizit vertreten.¹³ Dennoch drückt sich darin eine gesellschaftliche Logik aus, die gerade auch den seit Jahren, angesichts des demographischen Wandels, in der Öffentlichkeit zirkulierenden Diskursen einer „gesellschaftlichen Überalterung“, einer „demographischen Bombe“, einer „Alterslast“ usw., die allesamt das Bild unproduktiver, auf Kosten der Jugend lebender Alter zeichnen, konstitutiv zugrunde liegt und immer schon latent darin angelegt ist.

¹¹ Diese Logik wird auch nicht dementiert durch engagierte Pflegerinnen und Pfleger, die es durchaus gibt und die sich im Einzelnen gegen alle Widrigkeiten eines zunehmend ökonomisierten Pflegesystems ehrlich um einen warmherzigen und menschlichen Umgang mit den ihnen anvertrauten Pflegebedürftigen bemühen. Oft dürfte aber selbst hier unter dem Strich nicht sehr viel mehr als die Konstruktion eines idealisierten Berufsethos herauskommen, das es erlaubt, den rauen Pflegealltag zu bewältigen, ohne restlos an ihm zu verzweifeln und als Pfleger/in völlig darin unterzugehen (dazu Kersting 2011).

¹² „Better for old to kill themselves than be a burden, says Warnock“, thetimes.co.uk (12.12.2004)

¹³ Geradezu grotesk war etwa eine Aussage des englischen Schriftstellers Martin Amis im *Guardian* vom 24. Januar 2010, der vorschlug, angesichts des demographischen Wandels sollten im öffentlichen Raum „euthanasia booths“ aufgestellt werden, d. h. telefonzellenartige Buden, in denen sich alte Menschen das Leben nehmen können, damit sie der Gesellschaft nicht zur Last fallen. Auch die aktuelle Corona-Krise treibt unübersehbar Diskurse hervor, die höchst aufschlussreich sind mit Blick auf den „wertlosen“ Status alter Menschen in einer von ökonomischen Nützlichkeits- und Rentabilitätskriterien beherrschten kapitalistischen Arbeitsgesellschaft (vgl. Stückler 2020). In den USA wird das Coronavirus sogar bereits zynisch als „boomer remover“ bezeichnet, also gleichsam als willkommener „Problemlöser“ im Hinblick auf den (in der gesellschaftlichen Wahrnehmung) besonders durch die heute alternde Babyboomer-Generation verursachten demographischen Altersstrukturwandel. Hier amalgamieren sich mithin aktuelle Diskurse im Kontext der Corona-Krise mit demographischen Diskursen im Sinne einer „gesellschaftlichen Überalterung“.

Es ist vor diesem Hintergrund wahrscheinlich auch kein Zufall, dass seit dem ersten Höhepunkt der Demographie-Diskussion zu Beginn dieses Jahrtausends zunehmend auch wieder Diskurse über Sterbehilfe und Euthanasie salonfähig werden, zumal sich diese durchaus nicht ausschließlich auf Sterbehilfe bei Sterbenskranken beschränken, sondern sich zuweilen auch darauf beziehen, alte Menschen bei der Selbsttötung zu unterstützen, und zwar selbst dann, wenn diese nicht unheilbar krank sind oder unerträglich leiden, sondern bloß über 70 sind und „mit dem Leben abgeschlossen“ haben (vgl. Loenen 2014: 106ff.). Wie weit Sterbehilfediskurse inzwischen gesellschaftlich vorge-drungen sind, kann nicht zuletzt daran abgelesen werden, dass auch bei alten Menschen selbst Sterbehilfe und entsprechende Möglichkeiten, seinem Leben ein Ende zu setzen, wenn einem dieses nicht mehr „lebenswert“ erscheint (etwa im Falle von Pflegebedürftigkeit, bei einem altersbedingten Verlust von Unabhängigkeit und Selbsthilfefähigkeit, bei Demenz etc.), zunehmend auf Zuspruch stoßen (vgl. Lamers/Williams 2016).

3. „Unproduktivität“ und „Kostenlast“ als Hauptstränge des modernen Altersdiskurses

Die Unproduktivität und die Kostenlast des Alters bilden schließlich auch die beiden Hauptstränge des modernen Altersdiskurses. Dies ist gewissermaßen die kulturell-symbolische Dimension der Dissoziation des Alters, auf der sich die materiell-ökonomische Überflüssigkeit der Alten in einer symbolischen Minderbewertung und Inferiorsetzung des Alter(n)s, in Form von negativen Altersbildern, Stereotypen und diskriminierenden Zuschreibungen, ideologisch ablagert bzw. im gesellschaftlichen Wissensvorrat sedimentiert.

„Unproduktivität“ hat dabei – entlang der oben dargestellten, in Ruhestand und Altenheim institutionalisierten Ausprägungen der kapitalistischen „Überflüssigkeit“ der Alten – zwei verschiedene Bedeutungen. Die erste bezieht sich weniger auf alte Menschen schlechthin, als vielmehr auf ältere Arbeitnehmer/innen. Hier hat „Unproduktivität“ vor allem die Bedeutung einer geringeren Arbeitsproduktivität und Leistungskapazität älterer im Vergleich zu jüngeren Arbeitskräften. Dass Alte leistungsschwach, langsam und unproduktiv sind, ist, wie oben dargelegt, ein Image, das dem Alter anhaftet, seit die Lohnarbeit zur menschlichen Tätigkeitsform schlechthin ontologisiert wurde, deren paradigmatischen Ort die Fabrik verkörpert. Besonders im Zuge der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts und der zunehmenden Mechanisierung der Produktion durch den verstärkten Einsatz von Maschinen, die wiederum mit einer erheblichen Intensivierung der Arbeit verbunden war, begannen Diskurse über die relative Unproduktivität und Leistungsschwäche älterer Arbeiter zu zirkulieren – Diskurse, die vor allem der Legitimation der sich zunehmend etablierenden Praxis dienten, ältere zugunsten von jüngeren Arbeitnehmer/innen zu entlassen oder nicht mehr einzustellen (vgl. Ehmer 1990: 65). Dieses Image hat sich im digitalisierten, wissensbasierten „Turbokapitalismus“ der Gegenwart nur insofern verändert, als sich die Zuschreibungen der Unproduktivität den Anforderungen und Zumutungen der Zeit entsprechend gewandelt und ausdifferenziert haben.

Folgerichtig stellt sich heute die Unproduktivität weniger als mangelnde Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit usw. als vielmehr vorrangig als Mangel an Kreativität, Innovation und nicht zuletzt Flexibilität älterer im Vergleich zu jüngeren Arbeitnehmer/innen dar. Noch die Kritiker der zeitgenössischen „Altersabwertung“ am bzw. durch den Arbeitsmarkt bestätigen unfreiwillig dieses Muster, etwa wenn versucht wird, spezifische Eigenschaften stark zu machen, die ältere im Vergleich zu jüngeren Arbeitnehmer/innen (angeblich) haben. Betont werden hier bevorzugt Eigenschaften wie z.B. Erfahrung, Loyalität oder Arbeitsmoral, wodurch aber freilich alten Menschen im selben Atemzug gerade all jene dynamischen Attribute ausdrücklich abgesprochen werden, die der Arbeitsmarkt heute so vehement einfordert (vgl. Dyk et al. 2010). In gewisser Weise erweisen sich also die Alten selbst noch in den Augen derer als „alt“ und mit Blick auf den Arbeitsmarkt als hoffnungslos obsolet, die eigentlich auf das genaue Gegenteil bestehen.

Bezieht sich dieser Diskurs der „Unproduktivität“ und „Leistungsschwäche“ ausschließlich auf ältere Arbeitnehmer/innen und ihre Situation am Arbeitsmarkt, so betrifft die zweite Variante moderner Unproduktivitätsdiskurse des Alters die Rolle und die Situation alter Menschen als Rentner/innen. „Unproduktivität“ hat hier die Bedeutung eines negativen Beitrags zur gesellschaftlichen Gesamtarbeit und einer leistungslosen Alimentierung, d. h. eines Erhaltenwerdens durch die Produkte der Arbeit der übrigen, erwerbstätigen Gemeinschaft. Und wie bereits Zuschreibungen der „Unproduktivität“ als „Leistungsschwäche“, so weist auch dieser Diskursstrang eine unmittelbar moderne bzw. kapitalistische Spezifik auf, insofern dieser ebenfalls historisch erst mit der Lohnarbeit in die Welt kommt:

„Die Abgrenzung von ‚produktiven‘ und ‚abhängigen‘ Personen wird erst durch die Trennung der Erwerbsarbeit von anderen menschlichen Tätigkeitsformen möglich und ergibt erst unter gesellschaftlichen Bedingungen, die nur der Erwerbsarbeit produktive und wertbildende Funktionen zuschreiben, einen Sinn. Dies ist historisch mit der Durchsetzung kapitalistischer Produktionsverhältnisse der Fall.“ (Ehmer 1990: 209f.)¹⁴

Erst unter kapitalistischen Prämissen also können Unproduktivitätsdiskurse des Alters Gestalt annehmen, hier allerdings entstehen sie nachgerade mit gesellschaftlicher Notwendigkeit. Wo „Produktivität“ ein gesellschaftlicher Zentralwert und die Zuschreibung der „Produktivität“ wiederum allein für solche Tätigkeiten gültig ist, die in der Verausgabung von Arbeitskraft im Verwertungsprozess bestehen, da kann der nicht mehr Arbeitsfähige oder aus welchen Gründen auch immer aus der Arbeit Ausscheidende keinen anderen Status als den des „Unproduktiven“ und damit des gesellschaftlich „Wertlosen“ und „Überflüssigen“ haben.

¹⁴ Streng genommen ergibt freilich schon die Vorstellung einer „wertbildenden Funktion“ erst unter kapitalistischen Prämissen Sinn. Denn der „Wert“, der menschlichen Tätigkeiten als „Erwerbsarbeit“ zugeschrieben wird, kommt diesen ja weniger durch die Produktion von nützlichen Gebrauchsgütern zu, sondern primär durch ihre Funktion zur Erzeugung eines abstrakten Geldreichtums (volkswirtschaftlich ausgedrückt etwa als „Bruttonationalprodukt“ oder als „Wirtschaftswachstum“). Und dies ist eine Funktion, die ausschließlich für kapitalistische Produktionsverhältnisse charakteristisch ist und vormodernen Menschen nicht nur völlig unverständlich wäre, sondern geradezu als verrückt erscheinen müsste.

Speziell zu dieser zweiten Bedeutung von „Unproduktivität“, im Sinne von Nicht-Arbeit und leistungslosem Einkommen, stehen Diskurse einer „Kostenlast“ des Alters in engster Verbindung. „Unproduktivität“ und „Last“ des Alters gehören insofern zusammen, als beide Diskurse permanent aufeinander verweisen: Weil die Alten „unproduktiv“ sind, stellen sie für die Gesellschaft eine „Belastung“ dar, und umgekehrt impliziert die Rede von der „gesellschaftlichen Last des Alters“ immer schon die Wahrnehmung der Alten als „Unproduktive“, sowohl im Sinne einer geringeren Leistungs- und Arbeitsfähigkeit, als auch im Sinne eines Daseins als „unnütze Esser“ und gesellschaftliche „Kostenfaktoren“. Gerade der aktuelle gesellschaftliche Altersdiskurs unter den Bedingungen des demographischen Wandels veranschaulicht in kaum noch zu steigernder Deutlichkeit, worin für moderne Gesellschaften die „Last des Alters“ konkret begründet liegt.¹⁵

Im Prinzip sind es zwei Aspekte, die das Alter unter kapitalistischen Prämissen so problematisch machen und die sich daher angesichts des mit dem demographischen Wandel rapide wachsenden Anteils alter Menschen in der Bevölkerung mit geradezu stereotyper und ermüdender Eintönigkeit durch sämtliche wissenschaftliche, politische und mediale Problematisierungen des Altersstrukturwandels ziehen: Zunächst einmal bedeutet die zunehmende „Alterung der Gesellschaft“ (Schimany 2003) eine Gefahr für die historisch gewachsenen Systeme der sozialen Sicherung durch die stetig steigenden Kosten, die der wachsende Altenanteil in der Bevölkerung für diese Systeme verursacht, und der diese damit in absehbarer Zeit zu überlasten droht. Im deutschsprachigen Raum wurde die Diskussion über die Folgen des demographischen Wandels vor allem durch den Bestseller von Frank Schirrmacher (2004) über das *Methusalem-Komplott* vorangetrieben, der binnen kürzester Zeit eine Auflagenstärke im zweistelligen Bereich erzielte. Seither haben Diskussionen über den demographischen Wandel und dessen gesellschaftliche Krisenpotenziale insbesondere in den Medien Hochkonjunktur, wobei ein wesentliches (wenn auch nicht das einzige) Hauptaugenmerk auf den damit assoziierten gesellschaftlichen Kosten liegt. So führe der steigende Altenanteil in der Gesellschaft zu einer zunehmenden Verschiebung im Verhältnis von erwerbstätiger und nicht-erwerbstätiger Bevölkerung, was mittelfristig die Finanzierbarkeit des Pensionssystems, damit aber auch den (im Grunde ohnehin nur fiktiven) „Generationenvertrag“ insgesamt in Frage stelle (vgl. OECD 2000; Walker 2002; Walla et al. 2006; Bauernberger et al. 2009; Börsch-Supan 2009; Sachverständigenrat 2011). In der Wissenschaft reflektiert sich diese Problematik insbesondere in Diskursen über „Generationengerechtigkeit“ (Kohli 2008; Tremmel 2009; Torp 2015), die zwar nicht ausschließlich, aber in besonderem Maße auch auf die Frage der nachhaltigen Finanzierung von Pensionssystemen abstellen, die politisch durch einen längeren Verbleib der Menschen im Erwerbsleben bzw. durch eine Erhöhung des Pensionsantrittsalters zu gewährleisten sei. Begründet wird dies insbesondere mit der stark gestiegenen Lebenserwartung, die es nicht nur erforderlich, sondern auch zumutbar mache, länger zu arbeiten und „aktiv“ zu bleiben.

¹⁵ Ausführlicher zum Folgenden vgl. Stückler 2019, insbesondere die Seiten 5-11.

Ähnliche Auswirkungen hat der demographische Wandel auf das moderne Gesundheits- und Pflegesystem, was sich ebenfalls entsprechend deutlich im gesellschaftlichen Altersdiskurs reflektiert: Durch die rapide steigende Zahl alter Menschen komme es zu permanent zunehmenden Aufwendungen für Gesundheits- und Pflegeleistungen, die die finanziellen und personellen Kapazitäten des System in absehbarer Zeit weit übersteigen würden (vgl. Niehaus 2006; Breyer 2014; kritisch dazu Bosbach/Bingler 2008). Hier wird zuweilen sogar bereits ernsthaft darüber diskutiert, ob alte Menschen aufgrund der durch sie verursachten Kosten (aber auch aufgrund ihres hohen Alters, das schon allein solche Ausgaben als ungerechtfertigt, weil „unrentabel“ erscheinen lässt), nicht überhaupt von bestimmten medizinischen Behandlungen und Therapien ausgeschlossen werden sollten, Gesundheitsleistungen für alte Menschen also nach Gesichtspunkten der Kosteneffizienz zu rationalisieren seien (vgl. kritisch Moody/Sasser 2015: 167ff.). Gerade in solchen Diskursen kommt sehr deutlich – wie unterschwellig und sozialetisch verbrämt auch immer – die durch und durch menschenverachtende Potenz kapitalistischer Kosten-Nutzen-Kalküle zum Vorschein. Im Grunde laufen derartige Überlegungen auf nichts Geringeres als auf eine Unterlassung medizinischer Behandlung hinaus und erfüllten damit, würden sie tatsächlich umgesetzt, vollauf die Kriterien einer „passiven Senio-Euthanasie“ (Pousset 2018: 33), kämen also einem handfesten Senizid gleich.¹⁶ In diesem Zusammenhang sind auch die oben erwähnten Diskurse über eine gesellschaftlich zweckmäßige (Selbst-)Tötung alter, pflegebedürftiger Menschen wie auch das aktuelle Vordringen von Sterbehilfediskursen zu sehen. Auch diese Diskurse beziehen sich zumeist auf die „gesellschaftliche Kostenlast“, die die immer mehr werdenden Alten als Kranke und Pflegebedürftige bedeuten. Es könnte wahrscheinlich kaum unmissverständlicher zum Ausdruck gebracht werden, wie gering der Wert des Lebens alter und pflegebedürftiger Menschen unter kapitalistischen Bedingungen veranschlagt ist, als durch diese ganz alltägliche (Diskurs-)Praxis, jedes menschliche Lebensrecht von vornherein unter Finanzierbarkeitsvorbehalt zu stellen und allein unter ökonomischen Kosten-Nutzen-Erwägungen zu betrachten – entgegen aller anderslautenden Rhetorik von „Menschenwürde“ und „Lebensqualität“, die solche menschenverachtenden Aussagen, oftmals sogar im selben Atemzug, überlagern.¹⁷

4. Altersloses Selbst, Jugendwahn und Anti-Ageing

Diese zutiefst negative moderne „Alterskultur“ mit ihren durchweg defizitorientierten Altersbildern und altersfeindlichen Altersdiskursen schlägt sich schließlich in einer ebenso negativen und alters-

¹⁶ Pousset differenziert in seiner Abhandlung über den Senizid aktive und passive Formen der „Senio-Euthanasie“, womit er die Tötung alter Menschen durch andere (z. B. Angehörige oder Pfleger/innen) bezeichnet. Von der „aktiven“ unterscheidet sich die „passive Senio-Euthanasie“ dadurch, dass sie den Tod des alten Menschen nicht aktiv und gezielt herbeiführt (wie z. B. bei Formen der aktiven Sterbehilfe), sondern diesen bloß billigend in Kauf nimmt, etwa durch Unterlassung, Behandlungsabbruch, Vernachlässigung oder Inedia-Inszenierung (d. h. verhungern und/oder verdursten lassen).

¹⁷ Nicht zufällig gehört es unmittelbar zum Wesen moderner Euthanasie- und Sterbehilfediskurse, die Tötung alter, kranker und pflegebedürftiger Menschen nicht nur utilitaristisch mit gesellschaftlichen Interessen, sondern gerade auch mit der Menschenwürde und der Autonomie der Betroffenen zu legitimieren.

feindlichen Sozialpsychologie des Alters nieder. Dies ist die dritte Dimension der „Dissoziation des Alters“, die in der Produktion alter bzw. alternder Subjekte Gestalt annimmt, auf der sich also die Dissoziation auf der subjektiven Ebene in individuellen altersbezogenen Einstellungen, Praxen, Identitäten usw. manifestiert. Die negative Konstitution moderner Subjektivität in Bezug auf das Alter(n) kommt vielleicht nirgends deutlicher zum Ausdruck als in der häufig konstatierten Tatsache, dass zwar die meisten Menschen ganz gerne *alt werden*, aber praktisch niemand von ihnen *alt sein* möchte. Dieses schon logisch unmögliche und schwerlich anders denn als schizophren zu bezeichnende altersbezogene Denkschema reicht bis tief in die intimsten Regungen, das Selbstbild und die Körperlichkeit moderner Subjekte hinein, wo es sich in erster Linie als radikale Abspaltung des alten bzw. alternden Körpers vom eigenen Selbst konkretisiert, mit dem physische Alterserscheinungen schlechterdings unvereinbar erscheinen und in einem unversöhnlichen Widerspruch stehen. In der sozialpsychologischen Dimension wird also erst die volle Tragweite der Dissoziation des Alters kenntlich, indem sie dort gewissermaßen mit aller Gewalt auf die Subjekte durchschlägt und für jedes altersbezogene Denken und Handeln sowie für jegliche Identität im Alter konstitutiv wird.

Es gibt eine ganze Reihe von gerontologischen Studien, die höchst aufschlussreiches Material und eine geradezu überwältigende empirische Evidenz für die sozialpsychologische Dissoziation des Alters liefern. Bekannt geworden ist hier vor allem eine Studie von Sharon Kaufman (1986) über das von ihr so genannte „ageless self“, ebenso ein Aufsatz von Mike Featherstone und Mike Hepworth (1991), in dem sie den Begriff einer „mask of ageing“ prägen. Beide Begriffe verweisen im Prinzip auf ein und dasselbe, nämlich auf das Phänomen einer Abspaltung des alternden Körpers von einem als alterslos imaginierten Selbst. Es handelt sich dabei gewissermaßen um altersbezogene Deutungsmuster, die vor allem darin zum Ausdruck kommen, dass sich beispielsweise in biographischen Erzählungen älterer Menschen häufig die Vorstellung eines quasi alterslosen Selbst findet, also einer vom Alter im Prinzip unberührten Identität, die trotz altersbedingter physischer und sozialer Veränderungen vom Gefühl eines „Nicht-wirklich-alt-Seins“ geprägt ist. Der Körper altert zwar, aber das Selbst, also die eigentliche Person, altert nicht. Der Körper erscheint in den Selbstbeschreibungen der Menschen als eine bloße Hülle, in der das Selbst wohnt – und je größer mit fortschreitendem physischem Altern die Diskrepanz zwischen alterndem Körper und alterslosem Selbst wird, desto stärker nimmt diese Hülle die Form einer Maske an, hinter der das Selbst verborgen ist, im Extremfall sogar die eines Gefängnisses, in dem die Person hilflos gefangen ist. Das geht sogar so weit, dass das Alter(n) und der alternde Körper als etwas zutiefst Pathologisches empfunden werden (ebd.: 379).

Es könnten noch zahlreiche ähnlich gelagerte Studien genannt werden, die auf vergleichbare Ergebnisse kommen und auf einen unerhörten Drang und eine entsprechende Praxis alternder Menschen hindeuten, sich selbst nicht als „alt“ wahrzunehmen und das Alter(n), insbesondere physische Alterserscheinungen, der Tendenz nach zu negieren, auszublenden und zu verdrängen (z.B. Thompson et al. 1990; Öberg 1996; Graefe 2013). Bemerkenswert an solchen Studien ist, dass die

meisten von ihnen die konstatierte Abspaltung eines alterslos gedachten Selbst vom eigenen alternden Körper nicht etwa kritisch betrachten, sondern das „alterslose Selbst“ oftmals, ganz im Gegenteil, im Sinne einer „gelungenen“, positiven Altersidentität interpretieren. Für Kaufman etwa verweist das „alterslose Selbst“ ganz in diesem Sinne schlicht darauf, dass es den betreffenden Menschen offenbar gelungen ist, im Übergang in die Lebensphase des Alters eine gewisse Kontinuität zu bewahren. Das Alter markiert so gesehen keinen Bruch in der Persönlichkeitsentwicklung, sondern es war den Menschen ganz offensichtlich möglich, die eigene Identität auch durch altersbedingte soziale und körperliche Veränderungen hindurch zu bewahren und aufrechtzuerhalten (Kaufman 1986: 7). Featherstone und Hepworth wiederum interpretieren das Phänomen der „Altersmaske“ – ganz in der Tradition postmoderner Theorien – als Hinweis auf ein zunehmendes Brüchigwerden traditioneller Altersnormen und auf eine entsprechende „Verflüssigung“ von (Alters-) Identitäten, die negative gesellschaftliche Altersbilder und Stereotypen mehr und mehr in Widerspruch zum Selbstbild älterer Menschen treten lassen. Das Orientierungsmuster der „Altersmaske“ sei mithin „a further sign of attempts to undermine traditional age-related categories“ (Featherstone/Hepworth 1991: 382), also gerade ein Hinweis auf einen potentiell emanzipatorischen Akt, mit dem sich die Menschen zunehmend von überkommenen, defizitorientierten Alterszuschreibungen befreien würden.

Durch solche Interpretationen werden freilich die in den empirischen Befunden durchaus enthaltenen kritischen Momente praktisch vollends neutralisiert. Denn auf der Grundlage des reichhaltigen Datenmaterials, das diese Studien bereitstellen, und sofern die Analyse in einen gesellschaftstheoretischen bzw. gesellschaftskritischen Kontext gestellt wird, könnte man ohne Weiteres auch zu einer ganz anderen Schlussfolgerung kommen – einer Schlussfolgerung, die sich meines Erachtens bereits auf den ersten Blick geradezu aufdrängt: Das „alterslose Selbst“ und die „Altersmaske“ als altersbezogene Deutungsmuster verweisen aus dieser Perspektive nicht im Geringsten auf eine positive Altersidentität, sondern vielmehr auf ihr genaues Gegenteil bzw. gerade auf die Unmöglichkeit einer solchen. Nicht um Repräsentationen einer positiven Altersidentität handelt es sich hier, sondern um solche einer psychologischen „Notwehrhandlung“. In einer Gesellschaft, in der alles nicht in der kapitalistischen Verwertungslogik Aufgehende in den Rang eines Minderwertigen und Defizitären herabgewürdigt und Menschen allein an ihrer Fungibilität für den gesellschaftlichen Selbstzweck der Kapitalverwertung gemessen werden, kann das Alter grundsätzlich kein identifikationsfähiges Moment des menschlichen Daseins sein. Wer seinen wertförmigen Subjektstatus behalten möchte, tut daher sehr gut daran, nicht als „alt“ identifiziert zu werden – entweder indem man niemals alt wird, oder aber (da ersteres schon biologisch ein Ding der Unmöglichkeit ist, es sei denn man nimmt sich früh genug das Leben) indem man zumindest nicht als alt *erscheint*. „Altersloses Selbst“ und „Altersmaske“ erweisen sich in diesem Lichte als Bewältigungsstrategien oder vielmehr psychologische Verdrängungsleistungen von Menschen, die zwar durchaus „alt werden“, aber keinesfalls „alt sein“ dürfen und das Alter daher mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln abwehren müssen, um überhaupt eine subjektiv wie sozial einigermaßen tragfähige Identität zu erhalten und nicht vor sich selbst und der Gesellschaft bestenfalls als ein Mensch zweiter Klasse

dazustehen. Deshalb muss alles, was mit dem Alter zu tun hat und auf das Alter(n) der Person hinweist, aus dem Ich verbannt und von der eigenen Person abgespalten werden. Oder anders formuliert: Der moderne Mensch muss sich im wahrsten Sinne des Wortes vom Alter(n) und damit von einem Teil seiner selbst und seiner leiblichen Existenz *dissoziieren*. Das „alterslose Selbst“ des modernen Subjekts ist aus dieser Perspektive mithin die äußerste und sichtbarste sozialpsychologische Konsequenz der spezifisch kapitalistischen Dissoziation des Alters.

Diese in ihrer psychologischen Aufwändigkeit wahrscheinlich gar nicht hinreichend zu ermessende Verdrängungsleistung, die die Konstruktion eines „alterslosen Selbst“ den Menschen abverlangt, konkretisiert sich letztendlich vor allem und folgerichtig in einem in den letzten Jahren bis ins Groteske gesteigerten Jugendlichkeitswahn, von dem vor allem eine florierende Anti-Ageing-Industrie mit mittlerweile in die hunderte Milliarden gehenden Jahresumsätzen ganz hervorragend lebt. Das Arsenal reicht hier von Anti-Falten-Cremes, Hormontherapien, Fitness, Wellness über Vitaminpräparate, Viagra, Botox bis hin zur plastischen Chirurgie – alles im Dienste des modernen „alterslosen Selbst“. Die Anti-Ageing-Medizin ist dabei durchaus – wie zahlreiche sozialwissenschaftliche Studien über biomedizinische Altersdiskurse in den letzten Jahren gezeigt haben (vgl. Vincent 2006; Fishman et al. 2008; Spindler 2009) – sehr aktiv beteiligt an der Produktion dieses gesellschaftlichen Jugendkults, indem sie das Alter(n) bzw. physische Alterserscheinungen zusehends in eine behandelbare Krankheit umdefiniert. Allerdings findet sie den Nährboden dafür und eine entsprechende psychische Disposition immer schon in den kapitalistisch sozialisierten Subjekten vor, die sie erst auf dieser Grundlage zu ihren Klienten bzw. Klientinnen formen kann. Die Anti-Ageing-Medizin verkörpert in diesem Lichte die logische Konsequenz einer vollends zur Kenntlichkeit entstellten Altersfeindlichkeit des modernen Subjekts, für das offensichtlich keine unwürdigere Existenz denkbar ist als die des Alters.

Der „Kampf“ gegen das Alter beginnt dabei immer früher. Bereits mit 30 ist für so manche/n eine erste kritische Schwelle im Alternsprozess erreicht. Dies betrifft vor allem Frauen, die bekanntlich einen Großteil ihrer sozialen Anerkennung aufgrund (bzw. bei Vorliegen) eines schönen Äußeren erhalten, und für die das Alter(n) daher doppelt bedrohlich ist (oder jedenfalls anders bedrohlich als für Männer). Dieser geschlechtsspezifische Zusammenhang wird bereits bei Simone de Beauvoir in ihrer Abhandlung über das Alter im Prinzip recht treffend auf den Punkt gebracht:

„Das Männliche ist nicht eine Beute des Alters; von ihm verlangt man nicht Frische, Sanftheit, Anmut, sondern Stärke und die Intelligenz des Eroberers; weiße Haare und Falten stehen nicht im Widerspruch zu diesem männlichen Ideal.“ (Beauvoir 1987: 252)

Susan Sontag (1975) hat dies später auf den Begriff eines „double standard of ageing“ gebracht. Demnach seien Frauen infolge ihrer identitären Fixierung auf vergängliche Werte wie Schönheit und sexuelle Attraktivität – im Gegensatz zu Männern, deren sozialer Status auf beständigen Werten wie Macht und Wohlstand basiere – sozusagen einer doppelten, nämlich sowohl sexistischen als auch altersbezogenen Marginalisierung und Diskriminierung ausgesetzt. Ihre jugendliche Schönheit

zu verlieren ist für sie daher praktisch gleichbedeutend damit, ihre Weiblichkeit zu verlieren. Nicht zufällig stellen Frauen die Hauptklientel der Anti-Ageing- und Schönheitsindustrie, wenngleich mittlerweile auch immer mehr Männer deren Dienste in Anspruch nehmen (vgl. Ginn/Arber 1993; Öberg 2003; Hurd Clarke/Griffin 2007; Hurd Clarke 2010; Höppner 2011; Holstein 2015; Denninger 2018). Nicht korrigierend und verschönernd in das eigene Altern und den alternden Körper einzugreifen erscheint Frauen häufig als

„a moral and physical capitulation to the ravages of time and constitute[s] a graceless management of the aging process. The aging body un-remedied by technology [is] considered to be unattractive, if not objectionable, as well as risky in light of the social and physical realities of growing older.“ (Hurd Clarke/Griffin 2007: 198)

Das wahrscheinlich größte weibliche Altersstigma, gegen das Frauen entsprechend intensiv und möglichst frühzeitig vorgehen, sind Falten. Bereits wenn die ersten sogenannten „Krähenfüße“ um die Augen sichtbar werden, ist dies für viele Frauen der Zeitpunkt und ein Signal, ein mit der Zeit potentiell immer umfangreicheres und aufwändigeres Set von Camouflage- und Faltenbekämpfungstechniken zur Anwendung zu bringen, um einem mit dem Alter fortschreitenden Schlawfwerden der Gesichtshaut möglichst effektiv entgegenzuwirken – Techniken, für die die Anti-Ageing- und Schönheitsindustrie, gestaffelt nach der je erforderlichen Intensität der Behandlung, die entsprechenden Mittel, Produkte und Dienstleistungen bereitstellt (Make-up, Anti-Falten-Cremes, Botox-Injektionen, chirurgisches „Facelifting“). Eine wesentliche Rolle im weiblichen Schönheitshandeln spielt auch die Erhaltung des Körpergewichts und einer schlanken Figur, wobei die Erfüllung dieser Norm im Alter nochmals mit eigenen, ganz spezifischen Problemen und Herausforderungen verbunden ist: Ältere Frauen, die nicht auf ihr Körpergewicht achten, lassen sich gehen – Frauen, die zu sehr darauf achten, sind in einer ihrem Alter unangemessenen Weise eitel (vgl. Hurd Clarke 2002).

Bei Männern hingegen liegt der Fokus im Allgemeinen weniger auf ästhetischen Aspekten, als vielmehr auf solchen der physischen Funktionalität. Auch dem liegen geschlechtsspezifische Rollen- und Körperrnormen zugrunde, zumal männliche Körper in der modernen Gesellschaft primär als Handlungsinstrumente betrachtet und Männer daher traditionell vor allem an ihrer Kraft und ihrer Leistungsfähigkeit gemessen werden. Als Inbegriff männlicher Leistungsfähigkeit steht dabei die „Manneskraft“, deren Verlust geradezu den Gipfel der Unmännlichkeit markiert und daher wohl nicht zufällig das gefürchtetste aller männlichen Altersleiden darstellt. Besonders in den letzten Jahrzehnten ist die „erektile Dysfunktion“, vermittelt über medizinische und mediale Diskurse, zur männlichen Alterskrankheit schlechthin avanciert – ein Diskurs, an den ebenfalls ein gewaltiger und ständig wachsender medizinisch-industrieller Komplex anknüpft (vgl. Marshall/Katz 2002; Calasanti/King 2005). Anfang August 1999 hatte der US-Konzern Pfizer allein in Deutschland 3,8 Millionen Viagrapillen für rund 400.000 Patienten verkauft (Schroeter 2012: 206). Was also für Frauen die zwanghafte Erhaltung ihrer jugendlichen Schönheit bis ins Alter mithilfe von Kosmetika, Botox,

plastischer Chirurgie etc., ist für Männer die durch Viagra und Co. sicherzustellende Fähigkeit, auch im Alter noch „einen hoch zu kriegen“.

Die Extremform dieses sich sukzessive zuspitzenden Kampfes der Menschen gegen das Alter(n), der seitens der Anti-Ageing-Medizin mittlerweile auch offen als „Krieg“ apostrophiert wird (vgl. Grey 2004; kritisch dazu Vincent 2007), sind jene vielfach plastisch korrigierten, bis zur Unkenntlichkeit gelifteten, da und dort gestrafften, aufgespritzten und mit Silikon- und anderen Implantaten aufgefüllten Gestalten, wie sie periodisch in der Klatschpresse, in diversen Talkshows und in „sozialen Medien“ zu besichtigen sind und von denen sich selbst das durchschnittliche, punkto Anti-Ageing ansonsten zu allem Möglichen bereite „alterslose“ Subjekt häufig nur mit Grauen abwenden kann. Diese erscheinen den meisten Menschen schlicht als „inauthentic“, „bizarre“, als „examples of extreme vanity, fraudulence, and superficiality“, auf die man nur „with a mixture of horror and pity“ herabblicken kann (Hurd Clarke/Griffin 2007: 198). Und doch kommt an den alterslosen Gestalten der Anti-Ageing-Industrie im Grunde bloß das „alterslose Selbst“ des modernen Subjekts endgültig zu sich. In ihnen erreicht die Spaltung von alterndem Körper und alterslosem Selbst ihre krasseste Ausdrucksform, indem das Selbst überhaupt nur noch auf seinen Körper reduziert wird, der in dem Maße, wie der Kapitalismus den Menschen immer noch mehr Leistungsfähigkeit, Produktivität, Aktivität, Fitness und Jugendlichkeit abverlangt, auf Gedeih und Verderb auf „alterslos“ getrimmt werden muss.

5. Sozialpsychologie der Überflüssigkeit

Auf eindrückliche, ja geradezu erschütternde Art und Weise verschafft sich auf der sozialpsychologischen Ebene, neben einem zunehmenden Trend zur „Alterslosigkeit“ und damit verbundenen Anti-Ageing-Tendenzen, schließlich auch die in Ruhestand und Altenheim institutionalisierte und in negativen Altersdiskursen kulturell-symbolisch vermittelte „Überflüssigkeit“ der Alten Ausdruck. Die kapitalistische Überflüssigkeit der Alten ist generell das treibende Element der sozialpsychologischen Dissoziation des Alters, ihr verdankt sich die Vehemenz und die Entschiedenheit, mit der die Menschen das Alter abwehren und um keinen Preis zu einem Bestandteil ihrer Person und ihrer Identität werden lassen wollen. Umso einschneidendere und existentiell bedrohlichere Effekte entfaltet diese Überflüssigkeit im Selbstbild derjenigen Menschen, die (was aber auf lange Sicht ohnehin unausweichlich ist) vom Alter eingeholt werden und dieses nicht mehr ohne weiteres zu verdrängen vermögen.

Kaum ein Gespräch oder ein qualitatives Interview mit alten Menschen über ihre Lebenssituation, in denen diese nicht wiederholt und mit allem Nachdruck zu verstehen geben, dass sie sich nichts Schlimmeres vorstellen können als anderen aufgrund ihres Alters, sei es finanziell, sei es durch Pflegebedürftigkeit, zur Last zu fallen (vgl. exemplarisch Pleschberger 2005). Es ist die ins Subjekt eingesunkene, inkorporierte Überflüssigkeit des Alters, die sich hier artikuliert, kenntlich werdend

in der Angst des „unnützen Essers“, der weiß, dass er als solcher von der Gesellschaft nur unter Vorbehalt geduldet ist und uneingeschränkte Solidarität nicht einmal von der eigenen Familie erwarten kann. Von diesen Menschen wird daher auch das Altenheim überwiegend als das wahrgenommen, was es ist: eine Verwahranstalt, in die diejenigen abgeschoben werden, die ihre Angehörigen durch ihren altersbedingten körperlichen und geistigen Verfall über Gebühr belasten. Diese Assoziation des Heims mit einer Verwahranstalt findet sich zumindest bei denjenigen, für die eine „Abschiebung“ einstweilen erst noch im Bereich des Möglichen liegt und mit Schaudern antizipiert wird. Dies verhält sich durchaus anders bei Heiminsassen selbst. Hier scheint die Überflüssigkeit endgültig in die eigene Identität integriert und können die Menschen daher nur noch dankbar sein für jede noch so beiläufige, unpersönliche und kühl-professionelle Pflege und Zuwendung, die ihnen im zunehmend kommerzialisierten und ökonomisierten Pflegebetrieb zuteilwird (dementsprechend hoch sind wissenschaftlich erhobene Zufriedenheitswerte in Pflegeheimen, vgl. Cott/Fox 2001; Albrecht 2003). Bei noch hinreichend selbsthilfefähigen und daheim lebenden älteren Menschen lautet hingegen die Devise: „Nur nicht ins Heim“ (ÖPIA 2015: 191).

Das Gefühl der „Überflüssigkeit“ und die Angst davor, von der Familie oder der Gesellschaft als Belastung wahrgenommen zu werden, reichen oftmals so tief, dass alte Menschen es vorziehen, zu sterben bzw. ihr Leben zu beenden. Dies spiegelt sich insbesondere in einer stark erhöhten Suizidrate älterer Menschen wider (vgl. Kapusta 2012; Lindner/Fiedler 2014; Fiske et al. 2015). Besonders ältere Männer greifen überdurchschnittlich häufig zum Mittel der Selbsttötung, wobei die Suizidrate unter hochaltrigen Männern über 85 mit Abstand am höchsten ist – in Österreich etwa fünf Mal so hoch im Vergleich zur Gesamtheit aller österreichischen Männer (Kapusta 2012: 10). Was für Männer das Alter(n) so unerträglich macht, ist, dass sie sich aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation und Individuation besonders stark über Beruf und Karriere definieren, ihr Selbstbild sich also primär aus ihrer Stellung während der langen Erwerbsphase speist. Im Alter „nicht mehr gebraucht“ zu werden ist daher gerade für Männer besonders schwer zu verkraften. So sind es auch hauptsächlich Männer, die besonders unter ihrer Pensionierung leiden (vgl. Gutmann 1972; Böhnisch/Winter 1993; Clemens 2012; Damman et al. 2015). Hinzu kommt der hohe Stellenwert, den physische Funktionalität im Selbstbild von Männern einnimmt. Dies, zusammen mit einer generellen, ansozialisierten Unfähigkeit, zu leiden, disponiert Männer wesentlich stärker als Frauen dazu, sich im Alter das Leben zu nehmen. Noch krasser als in Fällen des Suizids wird die im Subjekt wirksame „Überflüssigkeit“ des Alters in Fällen des sogenannten „Verlöschens“ kenntlich, wenn alte Menschen einfach aufhören zu essen und zu trinken. Auch hier handeln Menschen häufig vor dem Hintergrund der „ermüdete[n], verzweifelte[n] oder hoffnungslose[n] Erkenntnis: „Ich werde nicht mehr gebraucht, bin überflüssig – da gehe ich lieber!“ (Pousset 2018: 29). „Nicht mehr zur Last zu fallen“ ist ein starkes Motiv, um sein Leben zu beenden, auch wenn beim „Sterbefasten“ alte Menschen sich nicht aktiv das Leben nehmen, sondern sich einen gleichsam „natürlichen“ und gewaltfreien Weg suchen. Auch Formen des psychogenen Todes, in denen alte Menschen gleichsam an gebrochenem Lebenswillen sterben, sind in diesem Zusammenhang zu nennen. In

solchen Fällen ist es in gewisser Weise sogar die „Überflüssigkeit“ selbst, die die Alten umbringt. Hier sind die

„Bedürfnisse und Entfaltungsmöglichkeiten des Individuums [...] soweit eingeschränkt, dass e[s] keine Hoffnung mehr auf Änderung der Situation und auf ein erfülltes Leben hat. E[s] befindet sich in einer Tunnel- oder Käfig-Situation und sucht im selbst gewählten Tod per reiner Vorstellungskraft Erlösung [...]“. (ebd.: 31)

Was bis hierher über das Gefühl, „nicht mehr gebraucht zu werden“, und die Angst alter Menschen, „zur Last zu fallen“, gesagt wurde, ist im Prinzip allgemein bekannt und genießt auch in der Gerontologie weitestgehend den Status des empirisch Evidenten. Doch so zahlreich das empirische Material und so evident die Hinweise auf die gebrochene Subjektivität alter Menschen, als Konsequenz ihrer gesellschaftlich bedingten Überflüssigkeit, so zahlreich sind auch hier wieder gerontologische Problembestimmungen, die die im empirischen Material enthaltenen kritischen Momente und Sachverhalte wissenschaftlich neutralisieren und sich so bereits von vornherein der Chance berauben, zu einem tieferen Verständnis und in weiterer Folge zu einer adäquaten Kritik entsprechender Phänomene zu gelangen. Dies würde zunächst einmal erfordern, entsprechende Leidenszustände auch als solche zur Kenntnis zu nehmen und in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit zu betrachten. Stattdessen werden in der Gerontologie entsprechende Befunde zumeist zum Anlass genommen, alten Menschen sinnstiftende (und das heißt vor allem: gesellschaftlich nützliche) Aktivität zu verordnen und/oder „die Gesellschaft“ aufzufordern, für alte Menschen im Sinne einer Förderung „sozialer Teilhabe“ entsprechende Möglichkeiten zu schaffen, damit sie so wieder ein „Gefühl des Gebrauchtwerdens“ bekämen (vgl. Lehr 1993; Stevens 1993; Gottlieb/Sevigny 2016). Das Gefühl, „gebraucht zu werden“ wird dabei sogar, in Anbetracht der überwältigenden empirischen Evidenz, mit der entsprechende Gefühle bei älteren Menschen beobachtet werden können, zu einem quasi-natürlichen Bestandteil ihrer „Bedürfnisstruktur“ erklärt (Heyl et al. 1997). Solche und ähnliche Argumentationsfiguren dienen der Gerontologie seit Jahren etwa zur Legitimation der von ihr betriebenen Propagierung eines „bürgerschaftlichen Engagements“ älterer Menschen im Ruhestand, das auf diese Weise – so wird behauptet – nicht nur einen unmittelbaren gesellschaftlichen Nutzen habe, sondern gerade auch alten Menschen die Möglichkeit biete, ihre Aktivitätspotenziale zu entfalten und sich weiterhin für die Gesellschaft zu engagieren (vgl. Kohli et al. 1993; BMFSFJ 2006; Generali Deutschland AG 2017). Anstatt also die gesellschaftlichen Produktivitäts-, Leistungs- und Nützlichkeitszumutungen kritisch zu hinterfragen, auf welchen die sich sozialpsychologisch manifestierende „Überflüssigkeit“ der Alten beruht, sollen die Alten sozusagen wieder, zumindest partiell, in das gesellschaftliche Leistungs- und Arbeitsprinzip hereingeholt werden. Oder zugespitzt formuliert: Die Ursache für den psychischen Leidensdruck, den die Dissoziation des Alters auf die Subjekte ausübt – nämlich gebraucht werden zu *müssen* und nicht zur Last fallen zu *dürfen*, um als vollwertiges Gesellschaftsmitglied zu gelten –, wird geradewegs zu dessen Heilmittel erklärt. Immanently betrachtet und ausgehend vom empirischen Augenschein tut die Gerontologie damit nicht einmal Unrecht, denn in der Tat veranschaulicht ja die psychische Situation alter Menschen, dass ein Mangel an Gefühlen der Nützlichkeit deren „Wohlbefinden“ erheblich reduziert. Problematisch ist

jedoch, dass auf diese Weise die wahren Ursachen des Problems systematisch verdeckt werden, indem das, was eigentlich erklärungsbedürftig wäre – nämlich das unstillbare Verlangen, gebraucht zu werden (wobei es hier vor allem um „soziale Funktionen“ wie Arbeit, freiwilliges Engagement etc. geht) – zur unreflektierten Prämisse der eigenen Forschung gemacht wird.

Analog wird verfahren mit zahlreichen anderen Phänomenen bzw. Äußerungen alter Menschen, die direkt auf die sozialpsychologischen Folgen von arbeits- und leistungszentrierten Identitätszwängen im Kapitalismus verweisen und nach einer entsprechend kritischen Analyse geradezu schreien. Ein Klassiker ist etwa der sogenannte „Pensionsschock“. Damit wird das Phänomen bezeichnet, dass Menschen nach ihrer Pensionierung und infolge des Wegfalls ihres strukturierten und in Jahrzehnten der Berufstätigkeit zu einem zentralen, oftmals auch zu *dem* zentralen Bestandteil des Lebens gewordenen Arbeitsalltags mitunter in einen Zustand der Leere fallen, teilweise sogar in eine Depression. Dieses Problem wie auch allgemein das Leben im Ruhestand bilden einen der Hauptgegenstände (sozial-)gerontologischer Forschung. Aus einer positivistisch-empiristischen Problem-sicht, wie sie in der Gerontologie dominiert, bildet dieses Phänomen jedoch keinen Gegenstand, der kritisch auf seine gesellschaftliche Bedingtheit hin zu befragen wäre, sondern dient vielmehr (und ganz im Gegenteil) gerade als empirischer Beleg für die sinnstiftende Funktion von Arbeit und für die Notwendigkeit einer fortgesetzten Aktivität im Ruhestand (vgl. Baltes/Montada 1996; Staudinger/Schindler 2002; Weiss/Bass 2002; Mergenthaler et al. 2019). Manche Gerontolog/innen gehen dabei sogar so weit, hinsichtlich des Eintritts in den Ruhestand von einer „Vergesellschaftungslücke“ zu sprechen, da mit der Arbeit eine wesentliche, bis dahin das Leben entscheidend prägende Struktur wegfällt, durch die die Menschen „zum Handeln angeregt, herausgefordert und damit ‚engagiert‘ werden“ (Kohli et al. 1993: 35). Was liegt aus dieser Perspektive also näher, als auf eine Schließung der Lücke durch neue „gesellschaftliche Strukturen und Programme“ (ebd.) zu drängen, etwa in der Form längerer Erwerbsarbeit oder eines bürgerschaftlichen Engagements im Ruhestand? Die im Alter durch den Ruhestand frei gewordene Zeit erscheint aus gerontologischer Sicht per se – eben weil die Menschen dazu offenkundig nicht in der Lage sind – als eine „gesellschaftliche Gestaltungsaufgabe“ (Bröscher et al. 2000). Und gesellschaftliche Gestaltung des Alters und des Ruhestands bedeutet dabei in erster Linie, Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeiten für ältere Menschen zu schaffen, sich durch sozial relevante Tätigkeiten als gesellschaftlich nützlich und somit auch weiterhin als vollwertige Gesellschaftsmitglieder auszuweisen.

Das potentiell Anstößige am Befund, dass Menschen, wenn ihnen ihre Arbeit genommen wird, häufig nichts mehr mit sich und ihrer Zeit anzufangen wissen und in ihrer Persönlichkeit regelrecht dekomponiert werden, wird durch solche Problembestimmungen mit aller Konsequenz und nach allen Regeln der Kunst zum Verschwinden gebracht. Auch hier ist es wieder dasselbe Muster: Das, was die Menschen aufs Äußerste bedrängt und sie im Grunde auf bloße „Charaktermasken“ (Marx) der Kapitalverwertung herabdrückt – Leistung, Produktivität und Aktivität als Zentralwerte und unhintergehbare Anforderungen der abstrakten Arbeit –, wird unter der Hand zum Inbegriff einer gelungenen Altersidentität überhaupt (v)erklärt. Was in Wahrheit darauf verweist, wie wenig an

personaler Identität den Menschen unter den Prämissen kapitalistischer Wertvergesellschaftung eigentlich zugestanden wird, soll die natürlichste und höchste Form von Identität sein, die Menschen selbst noch im „entpflichteten“ Alter erreichen können. Dies drückt sich insbesondere in Konzepten eines „aktiven“ und „produktiven Alterns“ aus, wie sie von der Gerontologie seit Jahren ohne Unterlass propagiert und als neue, positive Altersmodelle beschworen werden, durch die alten Menschen angeblich ganz neue Lebensmöglichkeiten eröffnet würden (vgl. Walker 1999, 2002; Erlinghagen/Hank 2008; Boudiny 2013).

Dabei kann gerade der von der Gerontologie heute so sehr beschworene „aktive Alte“ und „Unruheständler“, der seine Freizeit im Ruhestand lückenlos mit Aktivitäten füllt, eher als lebender Beweis für das Scheitern einer „gelungenen“ (Alters-)Identität denn als Antithese zum „pensionsschockierten“ Ruheständler gelten. Denn wer könnte die Entfremdung und die Leere des Lebens und Altwerdens im Kapitalismus besser und eindrucksvoller verkörpern als der „aktive Alte“, dem die rastlose Geschäftigkeit und die Arbeitsethik der wertförmigen Existenz so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass er sie selbst dann nicht mehr ablegen kann, wenn er längst von ihren Zumutungen entbunden ist? Die Getriebenheit und Rastlosigkeit, mit der zahlreiche Rentner/innen ihren Alltag im Ruhestand bestreiten, verweist in erster Linie auf eine ansozialisierte, über das ganze (Erwerbs-)Leben hinweg erworbene Unfähigkeit, sich selbst und sein Leben überhaupt noch abseits der vorherrschenden und alles bestimmenden Arbeitsethik zu definieren. Davon zeugen zumeist schon die Aktivitäten selbst, die alte Menschen im Ruhestand ausüben, insofern es sich dabei entweder, der Struktur nach, um eine bloße Verlängerung der Arbeit in den Ruhestand handelt oder aber diese Aktivitäten bereits von vornherein nur die Funktion zu haben scheinen, das Fehlen einer individuell wie sozial sinnvollen Beschäftigung zu kompensieren. Die Alltagsgestaltung im Ruhestand nimmt so häufig die Form einer „Beschäftigungstherapie“ an.

*„Die Rentnerin und der Rentner könnten jetzt endlich damit beginnen, ihre zurückgestellten Jugendträume und die ungewordenen Möglichkeiten ihres Lebens zu realisieren, aber es läuft meist auf exzessives Staubwischen und Heimwerkertum hinaus. Alles andere ist verschüttet.“
(Eisenberg 2019)*

Der Soziologe David Ekerdt (1986) hat diese sonderbare Handlungsdisposition alter Menschen in den 1980er Jahren mit dem treffenden Begriff einer „busy ethic“ bedacht, gewissermaßen einer Geschäftigkeitsethik des Alters, die sich aus der kapitalistischen Arbeitsethik ableitet bzw. diese in den Ruhestand hinein verlängert. Die „busy ethic“ ist die in den Menschen Fleisch und Blut gewordene Arbeitsethik, die die Menschen nach einem langen Arbeitsleben einfach nicht mehr loswerden können, selbst dann nicht, wenn sie als Alte bzw. Rentner von ihr sozial eigentlich bereits entlastet sind. Sie stellt die unmittelbare, logische und damit notwendige Konsequenz einer Gesellschaft dar, in der die Menschen – wie es Adorno einmal sinngemäß formulierte – nur noch auf Funktionen des Kapitalverwertungsprozesses reduziert sind und dabei auch noch gelehrt werden, dankbar zu sein, solange sie eine solche Funktion haben (Adorno 2003a: 10). Deshalb werden sie auch praktisch um ihre Identität gebracht, wenn sie ihre gesellschaftliche Funktion verlieren.

6. Schlussbetrachtung

In diesem Beitrag sollte in äußerst kursorischer und grober Form eine kritische Theorie des Alters und Alterns unter den Prämissen kapitalistischer Vergesellschaftung vorgelegt werden. Vieles konnte dabei nur sehr oberflächlich zur Sprache kommen, manche relevante Aspekte mussten aus Platzgründen überhaupt gänzlich ausgeklammert werden und wären an anderer Stelle in angemessener Ausführlichkeit zu behandeln. Unberücksichtigt geblieben ist etwa ein, neben der „Unproduktivität“ und der „Kostenlast des Alters“ ebenfalls zentraler Strang des modernen Altersdiskurses, der das Alter mit „Krankheit“ gleichsetzt – ein Diskursstrang, der gerade auch für die gegenwärtige Entwicklung der Anti-Ageing-Medizin bedeutsam ist, die das Alter heute zu einer „behandelbaren, molekularbiologischen Metakrankheit“ (Spindler 2009: 382) umdefiniert. Ebenfalls aus der Betrachtung ausgeklammert wurde eine grundsätzliche, bis zu einem gewissen Grad sicherlich zur *conditio humana* gehörende und die Ablehnung des Alter(n)s begünstigende bzw. damit eng verbundene Angst des Menschen vor dem Tod – eine Angst, die jedoch in der Moderne und Postmoderne extreme Formen der Verdrängung des Todes, bis hin zu wissenschaftlichen Bestrebungen der Todesüberwindung und der Schaffung von Unsterblichkeit, annehmen (vgl. exemplarisch Shostak 2002; Immortality Institute 2004; Welsch 2015).¹⁸ Auch dieser Aspekt wäre also sehr wahrscheinlich theoretisch mit der historisch-spezifischen Form kapitalistischer Vergesellschaftung in Verbindung zu bringen. Adorno hat etwa in der *Negativen Dialektik* die Neigung moderner Menschen zur Verdrängung des Todes darauf zurückgeführt, dass diese in kapitalistischen Gesellschaften auf bloße Agenten des Tauschs reduziert seien, wodurch ihnen ein selbstbestimmtes und glückliches Leben bereits systematisch verweigert würde:

*„Je weniger die Subjekte mehr leben, desto jäh, schreckhafter der Tod. Daran, daß er sie buchstäblich in Dinge verwandelt, werden sie ihres permanenten Todes, der Verdinglichung in-
ne, der von ihnen mitverschuldeten Form ihrer Beziehungen. [...] Vernichtet wird ein an sich und
vielleicht auch schon für sich Nichtiges. Daher die Dauerpanik angesichts des Todes. Sie ist an-
ders nicht mehr zu beschwichtigen als durch dessen Verdrängung.“ (Adorno 2003b: 363)*

Mit anderen Worten: Es ist die gähnende Leere der wertförmigen Existenz und die Zurichtung der Menschen auf Funktionen eines selbstzweckhaften und damit per se „sinnlosen“ Kapitalverwertungsprozesses, die den Gedanken an den Tod so unerträglich machen. Die Vorstellung, die durch Arbeit, Konsum und den täglichen Kampf um Karriere- und Lebenschancen bestimmte Existenz sei womöglich schon alles, sei das ganze Leben, das einem unter den bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen beschieden sein soll, lässt die Menschen die eigene Endlichkeit als eine ungeheure Zumutung empfinden, die nur zu ertragen ist, indem sie mit aller Macht verdrängt wird. Dies, zu-

¹⁸ In diesen Zusammenhang gehört auch die in den letzten Jahren zunehmend Verbreitung findende Ideologie des Transhumanismus, der nach der Optimierung und Vervollkommnung des Menschen mithilfe von Bio- und Computertechnologien strebt (dazu kritisch Becker 2015).

sammen mit den spezifisch kapitalistischen, rund um die Arbeit zentrierten bzw. davon abgeleiteten Identitätszwängen wie Produktivität, Aktivität, Fitness, Unabhängigkeit etc., bedingt eine gesellschaftliche wie individuelle Tendenz zur Abwehr und Verdrängung des Alter(n)s.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stand mithin die These, dass kapitalistische Gesellschaften ihrem Wesen nach strukturell altersfeindliche Gesellschaften sind und Phänomene der Altersfeindlichkeit und Altersdiskriminierung daher als notwendige Effekte kapitalistischer Vergesellschaftung zu betrachten und kritisch zu theoretisieren sind. Darauf zielte auch der entwickelte Begriff einer *Dissoziation des Alters*, der als Bezeichnung eines auf allen gesellschaftlichen Ebenen – sowohl materiell-strukturell, kulturell-symbolisch als auch sozialpsychologisch – wirksamen Prinzips konzipiert ist, das einen zutiefst negativen und inferioren Status des Alter(n)s erzeugt. Dieser inferiore Status rührt dabei vor allem von einer „Überflüssigkeit“ alter Menschen für die Arbeit her, die in kapitalistischen Gesellschaften nicht nur strukturell, sondern auch normativ im Zentrum steht, und die mit ihren Leistungs- und Produktivitätsnormen das primäre Kriterium darstellt, an dem sich der gesellschaftliche „Wert“ eines Menschen bemisst. Die soziale Inferiorität drückt sich darüber hinaus – jedoch unmittelbar mit der kapitalistischen „Überflüssigkeit“ der Alten zusammenhängend – in negativen Altersdiskursen (vorherrschende Konnotationen von Alter mit „Unproduktivität“ und einer gesellschaftlichen „Last“) sowie im subjektiven Bedürfnis, das Alter(n) zu negieren und zu verdrängen, aus. Gerade die auf der sozialpsychologischen Ebene angesiedelten Phänomene wie etwa der aktuell zunehmende Trend zu Anti-Ageing-Praktiken oder unter alten Menschen weit verbreitete Gefühle des „Nicht-mehr-gebraucht-Werdens“ machen vielleicht auf besonders drastische Weise die tiefsitzende Negativität und Inferiorität des Alter(n)s in kapitalistischen Gesellschaften deutlich: „Alt sein“ ist unter kapitalistischen Prämissen ein durch und durch unlebbarer Zustand. Selbst und gerade für (in Lebensjahren gemessen) „alte“ Menschen ist dieser Zustand daher nur solange tragbar, wie es ihnen gelingt, das Alter, d. h. altersbedingte physische, psychische und soziale Verluste und Einschränkungen, von sich und ihrer eigenen Person fernzuhalten. Generell erlangt die Begrifflichkeit einer „Dissoziation“ des Alters, wie sie im vorliegenden Beitrag zur theoretischen Erklärung der spezifisch modernen Negativität gegenüber dem Alter(n) gewählt wurde, im Grunde erst auf jener sozialpsychologischen Ebene einer radikalen Verdrängung des Alter(n)s durch das moderne Subjekt ihren vollen Bedeutungsgehalt. Denn das tiefsitzende Bedürfnis der Subjekte, das Alter(n) zu verdrängen, verweist gewissermaßen auf eine Neigung, sich vom Alter(n), das als immer auch physiologischer Prozess ja untrennbar zur leiblichen Existenz des Menschen gehört, im wahrsten Sinne des Wortes zu „dissoziieren“, das Alter(n) also von sich und seiner Person abzuspalten – ein Unterfangen, das angesichts der Endlichkeit des menschlichen Lebens und der Unausweichlichkeit des physiologischen Alterungsprozesses nicht nur zum Scheitern verurteilt, sondern in letzter Instanz auch – wie vielleicht am deutlichsten an den Extremformen des Anti-Ageing deutlich wird – in hohem Grade selbstschädigend ist.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (2003a/1965): Gesellschaft. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 8. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 9-19.

Adorno, Theodor W. (2003b/1966): Negative Dialektik. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 6. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 7-412.

Albrecht, Peter-Georg (2003): Zufriedenheit im Altenpflegeheim: Aus der Sicht von Heimbewohnerinnen. In: Caritasverband Magdeburg (Hg.): Altenpflege im Dialog – ein Werkheft. Hannover: Schlütersche, S. 121-141.

Ariès, Philippe (1984/1960): Geschichte der Kindheit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Baltes, Margret M./Montada, Leo (Hg.) (1996): Produktives Leben im Alter. Frankfurt/Main: Campus.

Bauernberger, Josef/Freitag, Roman/Stefanits, Hans (2009): Die demografische Entwicklung als Herausforderung für das staatliche Pensionssystem. In: Karl, Beatrix/Poier, Klaus (Hg.): Alter und soziale Gerechtigkeit. Graz: Leykam, S. 149-155.

Beauvoir, Simone de (1987/1970): Das Alter. Reinbek: Rowohlt.

Becker, Philipp von (2015): Der neue Glaube an die Unsterblichkeit. Transhumanismus, Biotechnik und digitaler Kapitalismus. Wien: Passagen Verlag.

BMFSFJ (2006) Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin: BMFSFJ.

Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim: Juventa.

Börsch-Supan, Axel (2009): Gesamtgesellschaftliche Folgen des demographischen Wandels. In: Börsch-Supan, Axel/Erlinghagen, Marcel/Hank, Karsten/Jürges, Hendrik/Wagner, Gert G. (Hg.): Produktivität in alternden Gesellschaften. Altern in Deutschland, Band 4. Stuttgart. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 21-41.

Borscheid, Peter (1989): Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Bosbach, Gerd/Bingler, Klaus (2008): Droht eine Kostenlawine im Gesundheitswesen? Demografische Entwicklung und medizinischer Fortschritt. In: Soziale Sicherheit 57(1), S. 5-12.

- Boudiny, Kim (2013): „Active ageing“: from empty rhetoric to effective policy tool. In: *Ageing & Society* 33(6), S. 1077-1098.
- Brandt, Hartwin (2002): *Wird auch silbern mein Haar. Eine Geschichte des Alters in der Antike.* München: C.H. Beck.
- Breyer, Friedrich (2014): *Pflege und Gesundheit.* In: Masuch, Peter/Spellbrink, Wolfgang/Becker, Ulrich/Leibfried, Stephan (Hg.): *Grundlagen und Herausforderungen des Sozialstaats. Denkschrift 60 Jahre Bundessozialgericht. Eigenheiten und Zukunft von Sozialpolitik und Sozialrecht, Bd. 1.* Berlin: Erich Schmidt Verlag, S. 729-749.
- Bröscher, Petra/Naegele, Gerhard/Rohleder, Christiane (2000): *Freie Zeit im Alter als gesellschaftliche Gestaltungsaufgabe?* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 50(35-36), S. 30-38.
- Butterwegge, Carolin/Hansen, Dirk (2012): *Altersarmut ist überwiegend weiblich. Frauen als Hauptleidtragende des Sozialabbaus.* In: Butterwegge, Christoph/Bosbach, Gerd/Birkwald, Matthias W. (Hg.): *Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung.* Frankfurt/Main: Campus, S. 111-129.
- Calasanti, Toni/King, Neal (2005): *Firming the floppy penis: age, class, and gender relations in the lives of old men.* In: *Men and Masculinities* 8(1), S. 3-23.
- Clemens, Wolfgang (2012): *Vorbereitung auf und Umgang mit Pensionierung.* In: Wahl, Hans-Werner/Tesch-Römer, Clemens/Ziegelmann, Jochen Philipp (Hg.): *Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen, 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage.* Stuttgart: Kohlhammer, S. 218-223.
- Conrad, Christoph (1994): *Vom Greis zum Rentner. Der Strukturwandel des Alters in Deutschland zwischen 1830 und 1930.* Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Cott, Cheryl A./Fox, Mary T. (2001): *Health and happiness for elderly institutionalized Canadians.* In: *Canadian Journal on Aging* 20(4), S. 517-536.
- Damman, Marleen/Henkens, Kène/Kalmijn, Matthijs (2015): *Missing work after retirement. The role of life histories in the retirement adjustment process.* In: *The Gerontologist* 55(5), S. 802-813.
- Denninger, Tina (2018): *Blicke auf Schönheit und Alter. Körperbilder alternder Menschen.* Wiesbaden: Springer VS.
- Denninger, Tina/Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan/Richter, Anna (2014): *Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft.* Bielefeld: transcript.
- Dyk, Silke van (2007): *Kompetent, aktiv, produktiv? Die Entdeckung der Alten in der Aktivgesellschaft.* In: *PROKLA* 37(1), S. 93-112.
- Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan/Denninger, Tina/Richter, Anna (2010): *Die „Aufwertung“ des Alters. Eine gesellschaftliche Farce.* In: *Mittelweg* 36 19(5), S. 15-33.

Ebbinghaus, Bernhard (2018): Privatisierung und Vermarktlichung der Altersvorsorge. Eingetrübte Aussichten des deutschen Mehrsäulenmodells. In: WSI Mitteilungen 71(6), S. 468-475.

Ehmer, Josef (1990): Sozialgeschichte des Alters. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Eisenberg, Götz (1999): „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“. Zur Sub- und inneren Kolonialgeschichte der Arbeitsgesellschaft. In: Kurz, Robert/Lohoff, Ernst/Trenkle, Norbert (Hg.): Feierabend! Elf Attacken gegen die Arbeit. Hamburg: Konkret Literatur Verlag. Zitiert nach der Onlineversion auf [krisis.org](http://www.krisis.org), [<http://www.krisis.org/1999/wer-nicht-arbeitet-soll-auch-nicht-essen>].

Eisenberg, Götz (2019): Das Kichern des Todes. Versuch über das Altern in Zeiten des fortgeschrittenen Kapitalismus. In: Junge Welt, 16.3.2019, S. 12.

Eisenstadt, S. N. (1966): Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München: Juventa.

Ekerdt, David J. (1986): The busy ethic: Moral continuity between work and retirement. In: The Gerontologist 26(3), S. 239-244.

Erlinghagen, Marcel/Hank, Karsten (Hg.) (2008): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. Wiesbaden: VS.

Featherstone, Mike/Hepworth, Mike (1991): The mask of ageing and the postmodern lifecourse. In: Featherstone, Mike/Hepworth, Mike/Turner, Bryan S. (Hg.): The body. Social process and cultural theory. London: Sage, S. 371-389.

Fiske, Amy/Smith, Merideth D./Price, Elizabeth C. (2015): Suicidal behavior in older adults. In: Lichtenberg, Peter A./Mast, Benjamin T./Carpenter, Brian D./Wetherell, Julie Loebach (Hg.): APA Handbook of Clinical Geropsychology, Vol. 2. Washington, D.C.: American Psychological Association, S. 145-172.

Fishman, Jennifer R./Binstock, Robert H./Lambrix, Marcie A. (2008): Anti-aging science: The emergence, maintenance, and enhancement of a discipline. In: Journal of Aging Studies 22(4), S. 295-303.

Foucault, Michel (1976/1963): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main u.a.: Ullstein.

Foucault, Michel (1983/1976): Sexualität und Wahrheit. Band 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994/1975): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2013/1961): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Generali Deutschland AG (2017): Generali Altersstudie 2017. Wie ältere Menschen in Deutschland denken und leben. Berlin: Springer.

Gestrich, Andreas (2004): Status und Versorgung alter Menschen in der Neuzeit (16.-19. Jh.). In: Hermann-Otto, Elisabeth (Hg.): Die Kultur des Alterns von der Antike bis in die Gegenwart. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, S. 63-78.

Ginn, Jay/Arber, Sara (1993): Ageing and cultural stereotypes of older women. In: Johnson, Julia/Slater, Robert (Hg.): Ageing and later life. London: Sage, S. 60-67.

Göckenjan, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gottlieb, Benjamin H./Sevigny, Andrée (2016): Social usefulness. Theory and evidence concerning a late life identity construct. In: International Journal of Aging & Human Development 83(4), S. 333-365.

Graefe, Stefanie (2013): Des Widerspenstigen Zähmung: Subjektives Alter(n), qualitativ erforscht. In: Forum Qualitative Sozialforschung 14(2), Art. 11, [<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1302114>].

Grey, Aubrey de (2004): The war on aging. In: Immortality Institute (Hg.): The scientific conquest of death. Essays on infinite lifespans. Buenos Aires: LibrosEnRed, S. 29-45.

Gruschka, Andreas (2004): Negative Pädagogik. Einführung in die Pädagogik mit Kritischer Theorie, 2. aktualisierte und vollständig durchgesehene Auflage. Wetzlar: Büchse der Pandora.

Gubrium, Jaber F./Holstein, James A. (1999): The nursing home as a discursive anchor for the ageing body. In: Ageing & Society 19(5), S. 519-538.

Gutmann, David L. (1972): Ego psychological and developmental approaches to the retirement crises in men. In: Carp, Frances M./National Institute of Child Health and Human Development (US.) (Hg.): Retirement. New York: Behavioral Publications, Inc., S. 267-305.

Heinzelmann, Martin (2004): Das Altenheim – immer noch eine „Totale Institution“? Eine Untersuchung des Binnenlebens zweier Altenheime (Dissertation zur Erlangung des sozialwissenschaftlichen Doktorgrades der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Göttingen). Göttingen: Universität Göttingen.

Hermann-Otto, Elisabeth (2004): Die Ambivalenz des Alters. Gesellschaftliche Stellung und politischer Einfluss der Alten in der Antike. In: Hermann-Otto, Elisabeth (Hg.): Die Kultur des Alterns von der Antike bis in die Gegenwart. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, S. 3-17.

Heyl, Vera/Oswald, Frank/Zimprich, Daniel/Wetzler, Rainer/Wahl, Hans-Werner (1997): Bedürfnisstrukturen älterer Menschen. Eine konzeptionelle und empirische Annäherung. Heidelberg: Deutsches Zentrum für Alternsforschung.

Holstein, Martha (2015): *Women in late life. Critical perspectives on gender and age*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.

Höppner, Grit (2011): *Alt und schön. Geschlecht und Körperbilder im Kontext neoliberaler Gesellschaften*. Wiesbaden: VS.

Horkheimer, Max (1937): Traditionelle und kritische Theorie. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 6. Jg., Heft 2, S. 245-294.

Hradil, Stefan (Hg.) (2012): *Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Hurd Clarke, Laura (2002): Older women's perceptions of ideal body weights: the tensions between health and appearance motivations for weight loss. In: *Ageing & Society* 22(6), S. 751-774.

Hurd Clarke, Laura/Griffin, Meridith (2007): The body natural and the body unnatural: beauty work and aging. In: *Journal of Aging Studies* 21(3), S. 187-201.

Hurd Clarke, Laura (2010): *Facing age. Women growing older in anti-aging culture*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers.

Immortality Institute (Hg.) (2004): *The scientific conquest of death. Essays on infinite lifespans*. Buenos Aires: LibrosEnRed.

Kapusta, Nestor (2012): *Aktuelle Daten und Fakten zur Zahl der Suizide in Österreich 2011*. Wien: Universitätsklinik für Psychoanalyse und Psychotherapie.

Katz, Stephen (2000): Busy bodies. Activity, aging, and the management of everyday life. In: *Journal of Aging Studies* 14(2), S. 135-152.

Kaufman, Sharon R. (1986): *The ageless self. Sources of meaning in late life*. Madison: University of Wisconsin Press.

Kersting, Karin (2011): „Coolout“ in der Pflege. Eine Studie zur moralischen Desensibilisierung, 2. Auflage. Frankfurt/Main: Mabuse.

Klenk, Tanja (2008): *Innovation und Kontinuität. Die Organisationsreform der gesetzlichen Rentenversicherung*. Wiesbaden: VS.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1), S. 1-29.

Kohli, Martin (1992): Altern in soziologischer Perspektive. In: Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen (Hg.): *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin: de Gruyter, S. 231-259.

Kohli, Martin (2008): Generational equity: Concepts and attitudes. In: Arza, Camila/Kohli, Martin (Hg.): *Pension reform in Europe: Politics, policies and outcomes*. London: Routledge, S. 196-214.

Kohli, Martin/Freter, Hans-Jürgen/Langehenning, Manfred/Roth, Silke/Simoneit, Gerhard/Tregel, Stephan (1993): Engagement im Ruhestand. Rentner zwischen Erwerb, Ehrenamt und Hobby. Opladen: Leske + Budrich.

Kohlmeier, Anabell (2009): Die Ausweitung des Versicherungskreises der Gesetzlichen Rentenversicherung. Bestimmungsgründe und Verteilungswirkungen. Frankfurt/Main: Peter Lang.

Kondratowitz, Hans-Joachim von (2009): Alter(n) in Ost und West: Der Wandel normativer Modellierungen des Alter(n)s in historisch vergleichender Perspektive. In: Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt/Main: Campus, S. 256-278.

Kucsera, Dénes/Nagl, Wolfgang (2019): Warum das gesetzliche Pensionsantrittsalter steigen muss. Damit das österreichische Pensionssystem auch in Zukunft finanzierbar bleibt, sollte das gesetzliche Antrittsalter mit der Lebenserwartung Schritt halten. Policy Brief der Agenda Austria, 27.3.2019.

Lamers, Carolien P.T./Williams, Rebecca R. (2016): Older people's discourses about euthanasia and assisted suicide: a Foucauldian exploration. In: The Gerontologist 56(6), S. 1072-1081.

Laws, Glenda (1995): Understanding ageism: Lessons from feminism and postmodernism. In: The Gerontologist 35(1), S. 112-118.

Lehr, Ursula (1993): Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis? In: Themenheft zur Woche für das Leben 1993: Leben im Alter. Bonn: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, S. 7-20.

Lessenich, Stephan (2009): Lohn und Leistung, Schuld und Verantwortung: Das Alter in der Aktivgesellschaft. In: Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt/Main: Campus, S. 279-295.

Lindner, Reinhard/Fiedler, Georg (2014): Studien zur Suizidalität Älterer. In: Psychotherapie im Alter 11(1), S. 83-100.

Loenen, Gerbert van (2014): Das ist doch kein Leben mehr! Warum aktive Sterbehilfe zu Fremdbestimmung führt. Frankfurt/Main: Mabuse-Verlag.

Macnicol, John (1998): The politics of retirement in Britain, 1878-1948. New York: Cambridge University Press.

Marshall, Barbara L./Katz, Stephen (2002): Forever functional: Sexual fitness and the ageing male body. In: Body & Society 8(4), S. 43-70.

Marx, Lothar (2012): Bauliche Gestaltung in Alten- und Pflegeheimen. In: Wahl, Hans-Werner/Tesch-Römer, Clemens/Ziegelmann, Jochen Philipp (Hg.): Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, S. 562-568.

Mergenthaler, Andreas/Sackreuther, Ines/Staudinger, Ursula M. (2019): Productive activity patterns among 60-70 year-old retirees in Germany. In: *Ageing & Society* 39(6), S. 1122-1151.

Messerschmidt, Reinhard (2015): Demografischer Wandel als gesellschaftliche Krise – Deutsche Alterungsdiskurse der Gegenwart und die wachsende Kritik an deren Demografisierung und Dramatisierung. In: Lessenich, Stephan (Hg.): *Routinen der Krise – Krise der Routinen*. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014, S. 192-209.

Moody, Harry R./Sasser, Jennifer R. (2015): *Aging. Concepts and controversies*, 8. Auflage. Los Angeles u.a.: Sage.

Niehaus, Frank (2006): *Alter und steigende Lebenserwartung. Eine Analyse der Auswirkungen auf die Gesundheitsausgaben*. Köln: WIP.

Nipperdey, Thomas (1994): *Arbeitswelt und Bürgergeist. Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1. München: C. H. Beck.

Öberg, Peter (1996): The absent body – a social gerontological paradox. In: *Ageing & Society* 16(6), S. 701-719.

Öberg, Peter (2003): Image versus experience of the aging body. In: Faircloth, Christopher A. (Hg.): *Ageing bodies. Images and everyday experiences*. Walnut Creek: Alta Mira Press, S. 103-139.

OECD (2000): *Reforms for an ageing society*. Paris: OECD.

ÖPIA (2015): *Österreichische Interdisziplinäre Hochaltrigenstudie. Zusammenwirken von Gesundheit, Lebensgestaltung und Betreuung*. 1. Erhebung 2013/2014 – Wien und Steiermark. Wien: ÖPIA.

Phillipson, Chris (1982): *Capitalism and the construction of old age*. London: Macmillan.

Pleschberger, Sabine (2005): *Nur nicht zur Last fallen. Sterben in Würde aus der Sicht alter Menschen in Pflegeheimen*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Pouset, Raimund (2018): *Senizid und Altentötung. Ein überfälliger Diskurs*. Wiesbaden: Springer VS.

Rat der Europäischen Union (2012): *Erklärung des Rates über das Europäische Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen (2012): Das weitere Vorgehen*. Brüssel, 7. Dezember 2012.

Rosenmayr, Leopold (1978): Die menschlichen Lebensalter in Deutungsversuchen der europäischen Kulturgeschichte. In: Rosenmayr, Leopold (Hg.): *Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen*. München: Piper, S. 23-79.

Rosenmayr, Leopold (1983): *Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußt gelebten Lebens*. Berlin: Severin und Siedler.

Sachverständigenrat (2011): Herausforderungen des demografischen Wandels. Expertise im Auftrag der Bundesregierung. Wiesbaden: Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung.

Scherger, Simone (2015): Die Institutionalisierung der Lebensphase Alter. Geschichte, Wandel und Neuverhandlung aus soziologischer Perspektive. In: Igl, Gerhard/Welti, Felix/Eßer, Michael (Hg.): Alter und Beschäftigungen. Arbeitssituationen, Lebensentwürfe und soziale Sicherung der über 50-Jährigen. Münster: LIT, S. 137-148.

Schimany, Peter (2003): Die Alterung der Gesellschaft. Ursachen und Folgen des demographischen Umbruchs. Frankfurt/Main: Campus.

Schirmacher, Frank (2004): Das Methusalem-Komplott, 9. Auflage. München: Karl Blessing Verlag.

Schroeter, Klaus R. (2012): Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodification. In: Berner, Frank/Rossow, Judith/Schwitzer, Klaus-Peter (Hg.): Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung, Bd. 1. Wiesbaden: VS, S. 153-229.

Shostak, Stanley (2002): Becoming immortal. Combining cloning and stem-cell therapy. Albany: State University of New York Press.

Sontag, Susan (1975): The double standard of aging, in: No longer young. The older women in America. Proceedings of the 26th Annual Conference on Aging. Ann Arbor: University of Michigan, S. 31-39.

Spindler, Mone (2009): Natürlich alt? Zur Neuerfindung der Natur des Alter(n)s in der Anti-Ageing-Medizin und der Sozialgerontologie. In: Dyk, Silke van/Lessenich, Stephan (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt/Main: Campus, S. 380-402.

Staudinger, Ulrike/Schindler, Ines (2002): Produktives Leben im Alter: Aufgaben, Funktionen und Kompetenzen. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hg.): Entwicklungspsychologie, 5. Auflage. Weinheim: Beltz, S. 955-982.

Stevens, Ellen S. (1993): Making sense of usefulness: An avenue toward satisfaction in later life. In: International Journal of Aging & Human Development 37(4), S. 313-325.

Stückler, Andreas (2016): Schöne neue Alterswelt? Zum ideologischen Charakter des Active Ageing. In: Stöckl, Claudia/Kicker-Frasinghelli, Karin/Finker, Susanna (Hg.): Die Gesellschaft des langen Lebens. Soziale und individuelle Herausforderungen. Bielefeld: transcript, S. 29-44.

Stückler, Andreas (2017): „Aktives Altern“ und die Krise der Arbeit. Warum die Altersaktivierung die demographische Problematik nicht lösen wird. In: Soziale Probleme 28(1), S. 75-99.

Stückler, Andreas (2019): Entdramatisierung als kritische Strategie? Wie der demographische Wandel sozialwissenschaftlich „entwirklicht“ wird. In: Kritiknetz – Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft.

Stückler, Andreas (2020): „Die Alten“ und die Corona-Krise. Ein Kommentar aus alterssoziologischer Sicht. In: Sozblog – Journal des Instituts für Soziologie der Universität Wien, <https://sozblog.univie.ac.at/wp/2020/04/27/die-alten-und-die-corona-krise>.

Thompson, Paul/Itzin, Catherine/Abendstern, Michele (1990): I don't feel old. The experience of later life. Oxford: Oxford University Press.

Torp, Cornelius (Hg.) (2015): Challenges of aging. Pensions, retirement and generational justice. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Tremmel, Joerg Chet (2009): A theory of intergenerational justice. London: Earthscan.

Urban, Andreas (2020): Überflüssigkeit als totale Institution. Zu Geschichte, Logik und Funktion des Altenheims. In: EXIT! Krise und Kritik der Warengesellschaft 17, S. 146-178.

Vincent, John A. (2006): Ageing contested: Anti-ageing science and the cultural construction of old age. In: Sociology 40(4), S. 681-698.

Vincent, John A. (2007): Science and imagery in the „war on old age“. In: Ageing & Society 27(6), S. 941-961.

Walker, Alan (1999): The future of pensions and retirement in Europe: towards productive ageing. In: The Geneva Papers on Risk and Insurance 24(4), S. 448-460.

Walker, Alan (2002): A strategy for active ageing. In: International Social Security Review 55(1), S. 121-139.

Walla, Wolfgang/Eggen, Bernd/Lipinski, Heike (2006): Der demographische Wandel. Herausforderung für Politik und Wirtschaft. Stuttgart: Kohlhammer.

Wehlau, Diana (2012): Rentenpolitik unter Druck. Einflussnahme und Lobbying der Finanzbranche am Beispiel der Riester-Rente. In: Butterwegge, Christoph/Bosbach, Gerd/Birkwald, Matthias W. (Hg.): Armut im Alter. Probleme und Perspektiven der sozialen Sicherung. Frankfurt/Main: Campus, S. 204-224.

Weigl, Andreas (2011): Arbeit, Lebenserwartung, Geschlecht: Wien 1900-1950. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 22(2), S. 112-139.

Weiss, Robert S./Bass, Scott A. (Hg.) (2002): Challenges of the third age. Meaning and purpose in later life. Oxford/New York: Oxford University Press.

Welsch, Norbert (2015): Leben ohne Tod? Forscher besiegen das Altern. Berlin: Springer Spektrum.

WHO (2002): Active ageing. A policy framework. Genf: World Health Organization.

Wurm, Tanja (2016): Autonomie und Freiheit als Menschenrechte im Alter? Aktuelle Rechtsprechung im Hinblick auf freiheitsbeschränkende Maßnahmen in Pflegeeinrichtungen nach HeimAufG –

Eine kritische Würdigung. In: Stöckl, Claudia/Kicker-Frasinghelli, Karin/Finker, Susanna (Hg.): Die Gesellschaft des langen Lebens. Soziale und individuelle Herausforderungen. Bielefeld: transcript, S. 199-216.